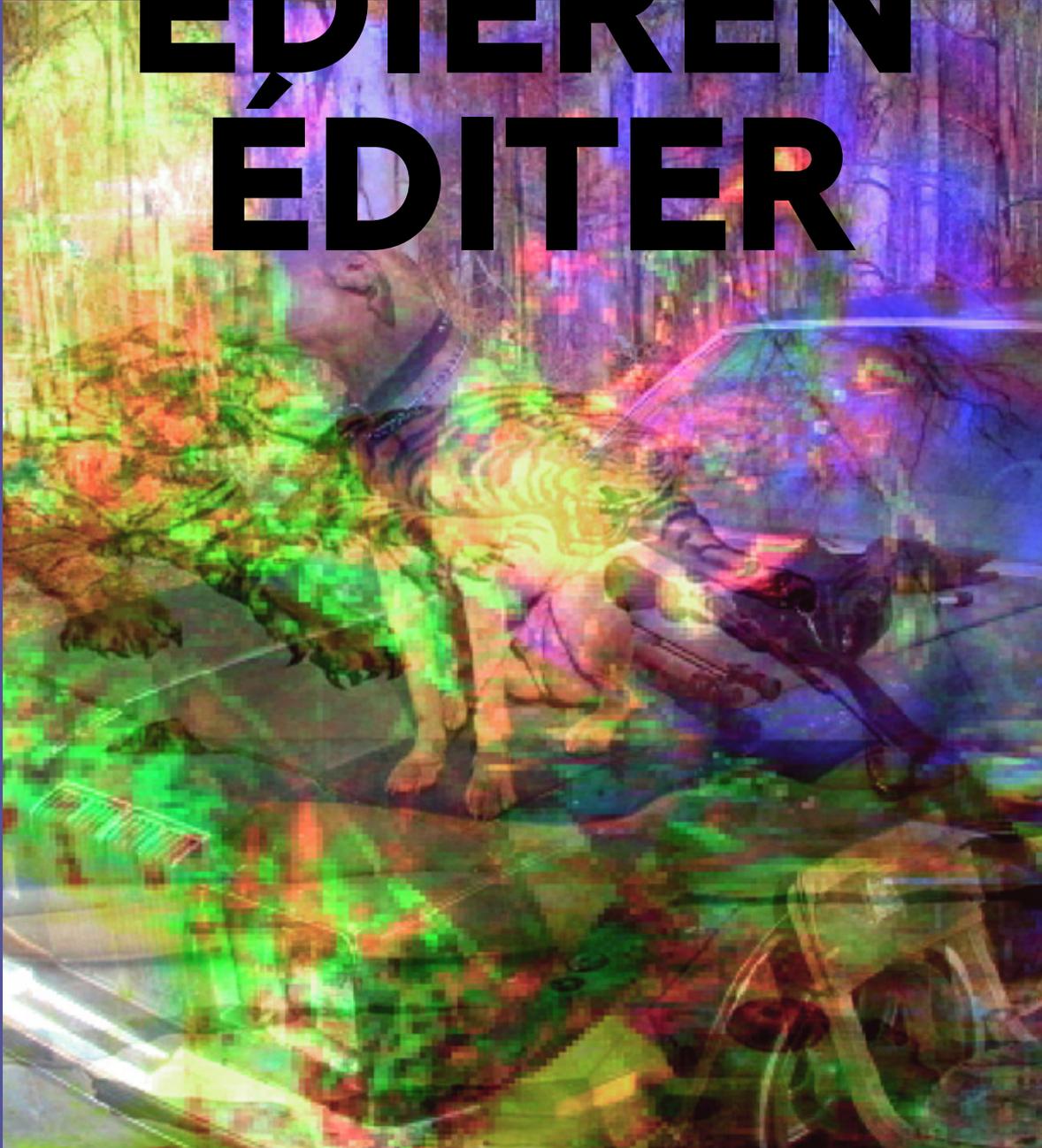


SAGW-Bulletin

3 | 2021

EDIEREN ÉDITER



ASSU Accademia svizra da ciencias umanias e socialas
SAHS Swiss Academy of Humanities and Social Sciences

SAGW Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften
ASSH Académie suisse des sciences humaines et sociales
ASSU Accademia svizzera di scienze umane e sociali

Vier Optionen zur Stärkung des akademischen Mittelbaus, **S. 10**
Eine Zunft im digitalen Wandel: die Editionswissenschaften 2.0 in der Schweiz, **S. 28**
De l'édition numérique à l'édition du numérique, **p. 76**



Generalsekretariat der SAGW

Generalsekretär

Dr. Markus Zürcher

Stv. Generalsekretär

Dr. Beat Immenhauser

Leiter Personal und Finanzen

Tom Hertig

Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen

Lea Berger, MA Social Sciences

Christian Weibel, MA of Arts

Fabienne Jan, lic. ès lettres

Elodie Lopez, MA of Arts

Kommunikation

Christina Lydia Graf, MA of Arts

Dr. Heinz Nauer

Personal/Finanzen

Eva Bühler

Christine Kohler

Administration

Alexandra Lejeune

Gilles Nikles

Marie Steck

Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Haus der Akademien

Laupenstrasse 7

Postfach

3001 Bern

E-Mail: sagw@sagw.ch

E-Mail an die Mitarbeiter/-innen:

vorname.nachname@sagw.ch

**Edieren:
Geisteswissenschaften
im digitalen Wandel**

*Éditer :
les sciences humaines
en mutation*

DOSSIER

EDIEREN ÉDITER

- 24 **Vorschau**
- 25 **Akademien und ihre Editionen – eine lange Geschichte**
Beat Immenhauser
- 28 **Eine Zunft im digitalen Wandel: die Editionswissenschaften 2.0 in der Schweiz**
Tobias Hodel
- 32 **Der lange Weg von den Quellen zur Edition – oder: Wozu braucht es kritische Editionen?**
Philipp Roelli
- 37 **Éditer le Nouveau Testament à l'heure du numérique**
Claire Clivaz
- 41 **Bildessay**
Beat Brogle
- 48 **Musik ohne Noten. Wie Musikedition neu gedacht werden kann**
Joachim Iffland, Rebecca Grotjahn
- 52 **Editionslandschaft Schweiz. Eine Tour d'Horizon**
Heinz Nauer
- 61 **Eine Welt voller Geschichten. Editionen mittelalterlicher Exempel-Sammlungen**
Julia Burkhardt
- 66 **Edieren ohne Ende? Editionen im Wandel am Beispiel der 200-jährigen Geschichte der Monumenta Germaniae Historica**
Claudia Zey
- 70 **Worte zur Wissenschaft**
Martin Hannes Graf
- 72 **Privatbibliotheken, Lesespuren und die Autorvorstellungen ihrer Interpreten**
Tobias Brücker
- 76 **De l'édition numérique à l'édition du numérique**
Isaac Pante

Vorschau

Edieren: Geisteswissenschaften im digitalen Wandel

Heinz Nauer

Die digitalen Geisteswissenschaften haben seit geraumer Zeit an Relevanz für die moderne Editionswissenschaft und die Textkritik gewonnen und sind aus der Editionslandschaft nicht mehr wegzudenken. Die technische Entwicklung muss indes von einer kritischen Reflexion begleitet werden, keinesfalls um die Entwicklung zu bremsen, sondern um deren Auswirkungen auf Editionsprojekten produktiv zu nutzen.

Das Dossier «Edieren | Éditer» versammelt in diesem Sinne Texte von Autorinnen und Autoren, die sich aus unterschiedlicher Warte mit der wissenschaftlichen Technik des Edierens befassen. Konkreter Anlass für das Dossier ist erstens die Übernahme von acht langfristigen Editionsprojekten vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) durch die SAGW im Jahr 2021 (siehe Seiten 54-60) und zweitens der sich international vollziehende Rückzug der grossen Förderinstitutionen aus der Finanzierung des Editionswesens, wie ihn in der Schweiz 13 Fachgesellschaften Ende Juni in einem offenen Brief an den SNF kritisierte. Es sei «unverständlich, weshalb sich der SNF von dieser zentralen Form der Grundlagenforschung verabschieden» wolle, heisst es im Brief, zumal aktuelle Editionsprojekte nachweislich «hervorragende Katalysatoren für die Forschung» seien.

Die zwölf Beiträge im vorliegenden Dossier decken ein breites Spektrum ab, von der Philologie über die Geschichte und die Musik- bis zu den Kulturwissenschaften. Sie leuchten die Geschichte, Definitionen und Potenziale wissenschaftlichen Edierens aus, befassen sich aber auch mit den Grenzen und den noch ungelösten Herausforderungen. Sie tragen so auch zur schwelenden Diskussion darüber bei, wie geisteswissenschaftliche Grundlagenforschung im 21. Jahrhundert zu fördern, zu organisieren und in nachhaltiger Weise umzusetzen ist.

Éditer : les sciences humaines en mutation

Depuis un certain temps, les humanités numériques ont gagné en pertinence pour les sciences modernes de l'édition et la critique textuelle, et il n'est plus possible d'imaginer le paysage de l'édition sans elles. Toutefois, le développement technique doit s'accompagner d'une réflexion critique, non pas pour freiner l'évolution, mais pour utiliser de manière optimale ses implications sur les projets d'édition.

Dans cette perspective, le dossier « Edieren | Éditer » du Bulletin rassemble des textes d'auteur-e-s qui traitent sous différents angles de la technique scientifique de l'édition. Le point de départ de ce dossier est, d'une part, le transfert de huit projets d'édition à long terme du Fonds national suisse (FNS) à l'ASSH en 2021 (voir pages 54-60) et, d'autre part, le fait, observable au niveau international, que les grandes institutions d'encouragement se retirent du financement des projets d'édition, comme l'ont critiqué en Suisse treize sociétés spécialisées dans une lettre ouverte adressée fin juin au FNS. La lettre indique qu'il est incompréhensible que le FNS veuille mettre un terme à cette forme centrale de la recherche fondamentale, d'autant plus qu'il est avéré que les projets d'édition actuels sont d'excellents catalyseurs de la recherche.

Les douze contributions de ce dossier couvrent un large spectre disciplinaire allant de la philologie à l'histoire, en passant par la musicologie et les études culturelles. Elles éclairent l'évolution, les définitions et le potentiel de l'édition scientifique, mais abordent également ses limites et les défis qu'il reste encore à relever dans ce domaine. Elles participent ainsi au débat latent sur la manière dont la recherche fondamentale en sciences humaines doit être promue, organisée et mise en œuvre durablement au XXI^e siècle.

Akademien und ihre Editionen – eine lange Geschichte

Beat Immenhauser

Wissenschaftsakademien spielen seit langem eine wichtige Rolle bei der Förderung von Langzeitprojekten. Bei der SAGW reicht diese Tradition bis in die 1960er-Jahre zurück. Mit der Übernahme von acht langfristigen Editionen vom Schweizerischen Nationalfonds wird sie nun nochmals bestärkt.

Das Engagement für längerdauernde Vorhaben kann als ureigenes Betätigungsfeld der ansonsten so unterschiedlich verfassten europäischen Wissenschaftsakademien bezeichnet werden.¹ Zwar wurde die mit annähernd 300 Jahren Bearbeitungszeit bis heute am längsten dauernde Edition, die Mitte des 17. Jahrhunderts begonnene Sammlung der «Acta Sanctorum» über frühchristliche und mittelalterliche hagiografische Quellen, nicht von einer Akademie, sondern von der den Jesuiten nahestehenden *Société des Bollandistes* herausgegeben. Andere, im 19. oder 20. Jahrhundert in Angriff genommene Grossprojekte wie die Leibniz-Edition, die Urkundenregesten der römisch-deutschen Könige und Kaiser («Regesta Imperii») oder die «Akademieausgabe» der Werke Immanuel Kants wurden und werden hingegen von Akademien getragen.

Auch in der Schweiz gibt es langfristige Engagements der Akademien für Editionen: Ein frühes Beispiel ist die Herausgabe der Schriften und des Briefwechsels des Mathematikers Leonhard Euler (1707–1783) ab 1907 durch die damalige Schweizerische Naturforschende Gesellschaft (heute Akademie der Naturwissenschaften Schweiz SCNAT) – ein Unternehmen, das nach über 100 Jahren eben erst abgeschlossen worden ist.²

Die grosse Bedeutung der Editionsförderung durch Akademien lässt sich anhand des Portals *A European Gateway for the Academies of Sciences and Humanities (Agate) belegen*, das laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte der Akademien in Deutschland und der Schweiz erfasst. Von den gegenwärtig 345 verzeichneten Projekten werden die Hälfte (172 oder 49,9 Prozent) als Editionen bezeichnet.³ Von diesen 172 Projekten sind 81 abgeschlossen und 91 noch in Bearbeitung, was als Ausdruck einer nach wie vor aktuellen Fördertätigkeit langfristiger Projekte betrachtet werden kann. Inhaltlich und von ihrer Präsentationsform ist das Spektrum der Editionen sehr gross: Es reicht von klassischen Texteditionen in Buchform bis zu rein digitalen Ausgaben und umfasst verschiedenste Disziplinen.

Engagement für Langzeitprojekte der SAGW reicht bis in die 1960er-Jahre zurück

Das Engagement der SAGW für Langzeitprojekte, darunter auch Editionen, hat ebenfalls eine längere Tradition und reicht in die 1960er-Jahre des 20. Jahrhunderts zurück, als die Akademie (damals noch Schweizerische Geisteswissenschaftliche Gesellschaft) zur Betreuung und Begleitung von Wörterbuch-Projekten, Thesauri und wissenschaftlichen Werkausgaben verschiedene Kuratorien gründete oder von anderen Trägerorganisationen übernahm.⁴ Weitere Langzeit-

1 Ein Überblick zu den Aufgaben von Wissenschaftsakademien gibt Hirschi (2017).

2 Weitere Angaben siehe: <https://euler.scnat.ch/de> (zuletzt konsultiert 15.10.2021).

3 Portal Agate: <https://agate.academy/> (zuletzt konsultiert 15.10.2021).

4 Zur Förderung von Langzeitprojekten bei der SAGW siehe Gisler (2021), S. 81–83, 114–119.

projekte wurden in den 1980er- und 1990er-Jahren gegründet oder ebenfalls übernommen, darunter die vier Nationalen Wörterbücher, die damals bereits auf eine Geschichte von 80 bis mehr als 100 Jahren zurückblicken konnten.

In der Editionenförderung kam es jedoch erst jüngst zu einer grossen Veränderung: 2021 hat die SAGW vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) nach fast zehnjähriger Vorbereitungszeit die vollständige finanzielle Zuständigkeit für acht langfristige Editionen übernommen (siehe S. 54-60 in diesem Heft).⁵ Die Auswahl dieser Editionen war das Ergebnis einer umfassenden Evaluation der durch den SNF finanzierten laufenden und geplanten Editionen im Jahr 2016. Die zur SAGW transferierten Editionen mussten wissenschaftlich exzellent und zudem von strategischer Bedeutung für eine oder mehrere Disziplinen sein sowie Open-Science-Kriterien erfüllen.

Aufgabenteilung zwischen Nationalfonds und SAGW

Mit diesem Transfer von Projekten von der einen zur anderen Förderorganisation ist auch eine Aufgabenteilung verbunden. Während der SNF weiterhin für kurzfristigere Editionsprojekte mit einer Laufzeit von bis zu zehn Jahren zuständig ist, übernimmt die SAGW langfristige Projekte mit deutlich längeren Bearbeitungszeiten, jeweils nach Ablauf der ersten zehn Jahre. Ausschlaggebend für diese Aufgabenteilung sind vor allem unterschiedliche Anforderungen an die Evaluation und Qualitätssicherung: Eine Edition mit kürzerer Laufzeit oder in den ersten Jahren ihres Bestehens muss sich in der kompetitiven Forschungsförderung durchsetzen, wozu der SNF über die notwendigen Evaluationsinstrumente und Gremien verfügt.

Nach dieser ersten Konsolidierung treten längerfristig angelegte Editionen in eine zweite Phase, bei der es aus der Sicht der Förderorganisation darum geht, ein Projekt zu begleiten, dessen Finanzierung auf der Basis regelmässiger Evaluationen zu beantragen und letztlich zu einem guten Ende gemäss Projektplanung zu bringen, wofür wiederum die SAGW über entsprechende Kompetenzen verfügt. Die Aufsichtspflicht wird von einem Board von je zwei Vertretungen von SNF und SAGW wahrgenommen. Dieses Gremium ist auch für die Evaluation der Mehrjahresplanungen der

acht Editionsprojekte zuständig. Dabei können auch Schwerpunkte gesetzt werden wie etwa die Erfüllung der internationalen Fair-Kriterien, die das Teilen von Daten im Blick haben, oder die langfristige Verfügbarkeit der Daten.⁶ Auf der Grundlage dieser Planungsdokumente, die auch eine Abschlussplanung beinhalten, reicht die SAGW entsprechende Finanzanträge beim Bund für die jeweils anstehende BFI-Botschaft ein.

Neue Editionsprojekte haben einen schweren Stand

Für die acht zur SAGW transferierten Editionen bestehen damit günstige Rahmenbedingungen. Andere Editionsprojekte und insbesondere neue Vorhaben haben hingegen gegenwärtig einen etwas schwereren Stand. So hat der SNF aufgrund einer ressourcenbedingten Verzichtsplanung beschlossen, in der Periode 2021–2024 keinen neuen Call für Editionen zu lancieren.⁷ Es bleibt zu hoffen, dass dies in der nächsten Periode 2025–2028 geschehen kann. Denn jede Generation von Forscherinnen und Forschern sollte die Gelegenheit haben, eigene Schwerpunkte zu setzen. Als unverzichtbare Grundlagen für weitere Forschungen gilt dies insbesondere auch für neue Editionen. Die SAGW und weitere Organisationen aus dem Kreis der betroffenen Fachgesellschaften werden sich dafür einsetzen.

●

5 Übernommen wurden folgende Editionen: Bearbeitung des literarischen Nachlasses von Karl Barth; Basler Edition der Bernoulli-Briefwechsel; Historisch-kritische Jeremias Gotthelf-Edition; Johann Caspar Lavater, historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel; Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen; Kritische Robert Walser-Ausgabe; Anton Webern Gesamtausgabe; Katalogisierung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften in kleinen und mittleren Sammlungen der Schweiz. Weitere Angaben zu den Editionen auf der Website der SAGW: www.sagw.ch/infrastrukturen.

6 Vgl. Dängeli/Stuber (2020).

7 Aktionsplan 2021–2024 des SNF (online unter www.snf.ch abrufbar, zuletzt konsultiert 15.10.2021); neun bisherige Editionen finanziert der SNF weiterhin, wofür 2021–2024 sieben Millionen Franken gesprochen wurden. Zusammen mit den knapp 13 Millionen Franken, welche die SAGW für die Finanzierung der acht transferierten Editionen zur Verfügung hat, wenden die beiden Förderorganisationen in der laufenden Periode 20 Millionen Franken für geisteswissenschaftliche Editionen auf.

Résumé

L'engagement dans le domaine des projets à long terme peut être décrit comme la chasse gardée des académies des sciences européennes, dont les structures sont par ailleurs très diverses. De nombreux projets de grande envergure lancés au XIX^e ou au XX^e siècle ont été et sont toujours soutenus financièrement par les académies. L'engagement de l'ASSH dans des projets à long terme, y compris des éditions, a également une longue tradition et remonte aux années 1960, lorsque l'Académie a créé ou pris en charge divers curatoriums. D'autres projets à long terme ont également été fondés ou repris par l'ASSH dans les années 1980 et 1990.

En ce qui concerne l'encouragement des éditions, un changement majeur n'est toutefois intervenu que récemment : en 2021, après presque dix ans de phase préparatoire, l'ASSH a repris du Fonds national suisse (FNS) l'entière responsabilité financière de huit éditions à long terme (voir pp. 54-60 dans ce numéro). Ce transfert de projets d'un organisme de financement à l'autre s'accompagne d'une répartition des compétences. Le FNS continue de s'occuper des projets d'édition à court terme, d'une durée maximale de dix ans, tandis que l'ASSH est en charge des projets à plus long terme, dans tous les cas après l'expiration des dix premières années.

Pour les huit éditions transférées à l'ASSH, les conditions cadres sont donc favorables. En revanche, les autres projets d'édition, et surtout les nouveaux projets, connaissent actuellement des difficultés. Le FNS a en effet décidé de ne pas lancer de nouvelle mise au concours pour la période 2021-2024. Il faut espérer qu'un nouvel appel pourra être lancé au cours de la prochaine période 2025-2028. Chaque génération de chercheurs et chercheuses devrait en effet avoir la possibilité de fixer ses propres priorités. L'ASSH et d'autres organisations parmi les sociétés membres concernées par la problématique œuvreront pour que cela puisse être le cas.

Literatur

- Dängeli, Peter und Martin Stuber (2020): Nachhaltigkeit in langjährigen Erschliessungsprojekten. FAIR-Data-Kriterien bei Editions- und Forschungsplattformen zum 18. Jahrhundert, in: xviii.ch. Schweizerische Zeitschrift für die Erforschung des 18. Jahrhunderts 11, S. 34–51. <https://doi.org/10.24894/2673-4419.00004>.
- Gisler, Monika (2022): Zwischen Wissenschaft, Gesellschaft und Politik. 75 Jahre Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, Basel. <https://doi.org/10.24894/978-3-7965-4421-7>.
- Hirschi, Caspar (2017): «Akademie», in: Sommer, Marianne, Staffan Müller-Wille und Carsten Reinhardt (Hg.): Handbuch Wissenschaftsgeschichte, Stuttgart, S. 211–224. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05347-3_19.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5596416>

Zum Autor

Beat Immenhauser ist stellvertretender Generalsekretär der SAGW und dort unter anderem für die Betreuung der Editionen und Langzeitprojekte zuständig.
ORCID-iD des Autors: orcid.org/0000-0002-3465-1798



Eine Zunft im digitalen Wandel: die Editions-wissenschaften 2.0 in der Schweiz

Tobias Hodel

Das World Wide Web besteht seit mehr als 30 Jahren – doch noch heute wandeln sich die digitalen Möglichkeiten, aber auch Infrastrukturen und Hardwarekomponenten fast täglich. Für digitale Editionen, die sich zudem am Verhalten und den Ansprüchen der Nutzerinnen und Nutzer orientieren sowie nachhaltig verfügbar sein wollen, sehen sich einer Vielzahl von Herausforderungen gegenüber. Dennoch gibt es gute Gründe, optimistisch in die Zukunft des Editionswe-sens zu blicken.

Editionen gehören zu den zentralen und auch lang-lebigen Forschungsergebnissen der Geisteswissenschaften. Historische Editionen aus dem 19. Jahrhundert werden in den Geisteswissenschaften – aller Unzulänglichkeiten und Probleme zum Trotz – noch immer und gerne neben neueren Zugriffsformen verwendet, um niederschwellig Zugriff auf Texte und Dokumente aus der Vergangenheit zu bekommen. Die Edition in Buchform oder als Abdruck in einer Zeitschrift hat sich dabei zum «Goldstandard» entwickelt, um Texte zu verstehen und einzuordnen. Die Namen der herausgeben-den Editorinnen und Editoren bilden dabei ein Gütesiegel, das teilweise durch die Publikation in grossen Sammlungen oder Buchreihen noch erweitert wird. Durch die Edition er-halten Texte eine Festigkeit, die auch durch die Stürme der verschiedenen (*Cultural*) *turns* – die nicht zuletzt die Festig-keit von Texten und Interpretationsvorgängen bei der Lektü-re infrage stellten – Bestand haben und ihren Wert und ihre Wichtigkeit schon seit Jahrhunderten beweisen.

Schweiz legte Schalter erst nach der Jahrtausend-wende um

Editionen sind offen für die vielseitigen Anforderun-gen der Digitalisierung. Dies mag zunächst kontraintuitiv er-scheinen, ist aber eine Tatsache. Die Digital Humanities, die in den 00er-Jahren aus dem «Humanities Computing» ent-wachsen, verdanken ihre Daseinsberechtigung auch dem Schub der digitalen Edition. Noch heute ist das Feld der Di-gital Humanities eng mit den interdisziplinären Diskussionen verwachsen, die in Editionsprojekten geführt werden. Das Urprojekt der Digital Humanities, die in den 1950er-Jahren vom italienischen Jesuitenpater Roberto Busa geschaffene Konkordanz der Schriften von Thomas von Aquin, kann auch als Edition (oder zumindest als Vorstufe davon) verstanden werden. Bereits in den 1980er-Jahren wurde die *Text En-coding Initiative* gegründet, mit dem Ziel digitalaffine mit editionsphilologisch und -historisch versierten Menschen zusammenzubringen, und so eine gemeinsame Sprache der digitalen Edition zu definieren und zu nutzen.

Die Schweiz fand sich in den damaligen Bewegungen eher in einer Beobachterposition wieder. Das blieb, abgese-hen von ein paar vereinzelt Workshops, noch bis Ende der 1990er-Jahre so. Der Schalter in Richtung digitale Transfor-mation wurde erst im neuen Jahrtausend umgelegt. Die viel-leicht erste Edition in der Schweiz, welche die Publikation ei-ner Website und damit verbunden den Zugriff auf die eigene Datenbank über das World Wide Web wagte, war Dodis (Dip-lomatische Dokumenten der Schweiz, damals noch mit dem

Kürzel DDS).¹ Diesem Schritt folgten weitere Projekte, 2006 etwa das Historische Lexikon der Schweiz.² Damit war nicht nur das Thema der digitalen Edition, sondern auch ein Bedürfnis nach Vernetzung in den Editionszielen der Schweiz angekommen, das seitdem eine zentrale Rolle spielt.³

Hohe Erwartungen an digitale Editionen

Die digitale Transformation führt auch zu neuen Überlegungen zentraler Konzepte. Was genau eine Edition als Text versteht, wurde ebenso umfassend diskutiert (Abbildung 1), wie Fragen zur Granularität von Informationen, also beispielsweise wie genau ein Zitat referenziert oder wie mit weiterführenden Informationen (zentraler) Personen umgegangen wird. Dabei wurde je nach Ausrichtung der Edition die visuelle Nähe zum Druck gesucht, oder aber in der Auf-

bereitung und Einbettung weiterführender Informationen ein bewusster Bruch und eine Transformation des Mediums «Edition» im Digitalen umgesetzt. Griffige Argumente finden sich für ganz unterschiedliche Vorgehensweisen und insbesondere grössere Editionsunternehmen setzen bislang auf die hybride Publikation, die eine Konsultation im Netz *und* im Druck ermöglicht.

Die neuen Gepflogenheiten in der Nutzung, die sich nicht zuletzt bei Studierenden manifestieren, zwingen aber mittlerweile zu einer Bevorzugung digitaler Publikationswege. Digitale Editionen haben das Potenzial Erwartungen zu befriedigen, wie es gedruckte Werke nicht imstande wären. Drei Beispiele:

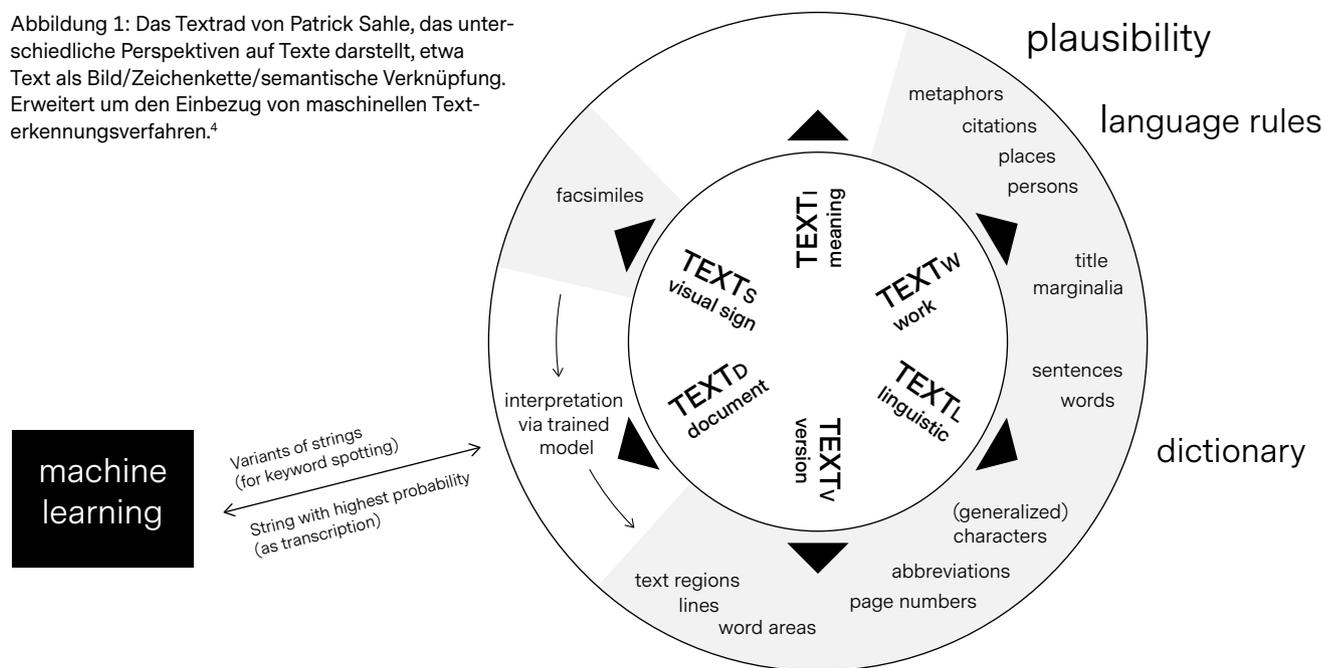
1. Faksimile aus Archiven und Bibliotheken werden nicht nur für einzelne, besonders herausstechende Dokumente erwartet, sondern für alle behandelten Stücke. Dadurch entfällt auf Seite der Edition gleichzeitig der Druck visuelle Merkmale oder als weniger zentral empfundene Phänomene abschliessend zu beschreiben und einzuordnen. Das Einbinden von Ressourcen auch aus entfernten Bibliotheken oder aus anderen Quellen ist heute reibungslos möglich. Dafür sorgt eine aktive Community und Initiativen wie der International *Image Interoperability Framework*.

2. Die Vernetzung mit Datenstämmen aus anderen Projekten ist ein Muss: Erwartet wird ein schneller Zugang zu qualitativ hochwertigen Daten. Im Digitalen fällt die Vernetzung sehr viel leichter als im Analogen. Wenn beispiels-

- 1 Der erste Schnappschuss der Website von Dodis ist auf archive.org auf den 5.1.2001 datiert: <https://web.archive.org/web/20010105162600/http://www.dodis.ch/>. Bilder der Datenbank sollten bitte nur zu Randzeiten konsultiert werden, wahrscheinlich um den Arbeitsprozess an der Edition nicht zu gefährden.
- 2 Das HLS ist auf archive.org mit einem Schnappschuss vom 1. Juli 2006 und dem Launch einer neuen Website verzeichnet: <https://web.archive.org/web/20060701231336/hls-dhs-dss.ch/>.
- 3 Spätestens 2008 konnte auch das Idiotikon online konsultiert werden: <https://web.archive.org/web/20080504053100/http://www.idiotikon.ch/>.

4 Sahle (2013), S. 47.

Abbildung 1: Das Textrad von Patrick Sahle, das unterschiedliche Perspektiven auf Texte darstellt, etwa Text als Bild/Zeichenkette/semantische Verknüpfung. Erweitert um den Einbezug von maschinellen Texterkennungsverfahren.⁴



weise ein Editionsprojekt eine Personendatenbank anlegt, kann es sich direkt in ein grösseres Netzwerk einbinden. Modellhaft wird dies in der Schweiz durch das Vernetzungsprojekt Metagrid umgesetzt. Die Vernetzung wird im Digitalen somit nicht nur *erleichtert*, sondern auch *gefördert*, was den Editionsprozess weiter unterstützt.

3. Editionen sollen heute aktuell sein. Das heisst aber auch, dass ein Editionsprojekt zu einem unabschliessbaren Projekt wird, in dem Fehler und Entdeckungen ständig korrigiert und ergänzt – und gleichzeitig Webdarstellung, Datenbanken, Betriebssysteme, ja gar die Hardware, stets im Blick behalten und gewartet werden müssen. Die inhaltliche und die technische Unabschliessbarkeit widersprechen indes dem Projektgedanken und damit auch der Logik von Förderagenturen – ein Widerspruch der bislang noch nicht abschliessend geklärt werden konnte.

Direkt von der Quelle: Linked Data

Damit ist ein genuin schweizerisches Bedürfnis noch nicht angesprochen: die Mehrsprachigkeit. Oberflächen, die sich den Spracheinstellungen der Nutzerinnen und Nutzer anpassen, sind schon länger gang und gäbe. Bei Editionen ist es aber um ein Vielfaches komplizierter: Es muss nicht nur die Navigationsoberfläche mehrsprachig ausgestaltet, sondern optimalerweise auch textkritische Kommentare, Registerinträge oder andere Erklärungen in den Landessprachen vorgelegt werden.

Neue Erwartungen wie eine konsequente Mehrsprachigkeit sind letztlich auch eine Folge von tieferen Umwälzungen im Editionswesen, die mit Anwendungen von künstlicher Intelligenz einhergehen. Machine-Learning-Verfahren und sogenannten «Knowledge Graphen» werden die Arbeitsweise in den kommenden Jahren zweifellos prägen. Maschinelle Lernverfahren versuchen aufgrund von vorgegebenen Inputs Muster zu lernen und dadurch gewünschte Outputs zu erzeugen. Mittels automatisierter Texterkennung, die nicht nur (alte) Drucke, sondern insbesondere auch Handschriften erfasst, wird die Arbeit am Text zukünftig arbeitsteilig in Zusammenarbeit mit Maschinen erfolgen, die auch Namen und Orte auszeichnen und Verlinkungen vorschlagen. «Knowledge Graphen» wiederum sind eine Art maschinenlesbare Wissens-Datenbanken im Bereich Linked Open Data, welche die bereits weiter oben angesprochene Verknüpfung von Ressourcen erleichtert. Mit Knowledge Graphen können in einem Projekt beispielsweise historische Grenzverläufe aus externen Ressourcen eingebunden und für die Herstellung von Karten verwendet werden. Dabei müssen die Informationen nicht durch das Projekt gespeichert werden, sondern beziehen die Daten direkt von der Quelle.

Résumé

Stimulé par des efforts de numérisation très variés, le paysage de l'édition est (aussi) en Suisse en constante évolution. Dans le domaine de l'édition, la publication sous forme de livre est remplacée par des produits numériques librement accessibles, fortement enrichis, qui permettent d'accéder à des fac-similés, des textes et des données numériques. La communauté en Suisse s'appuie sur des normes et des formes de connexion internationales, mais suit également une voie authentiquement helvétique, qui rend justice au multilinguisme et à d'autres exigences spécifiques telles que la mise en relation avec des offres apparentées.

Les défis auxquels sont confrontées les grandes et les petites éditions sont tout aussi divers et ne peuvent être relevés au moyen de solutions simples. Ce n'est que grâce à des efforts communs et à un dialogue constant entre la communauté spécialisée, les sciences humaines et l'informatique qu'il sera possible de poser une base durable sur laquelle les fondements centraux de la recherche en sciences humaines pourront se déployer et de créer des formes d'information pour un public intéressé ainsi que pour les spécialistes.

Malgré toutes les innovations techniques et les possibilités d'application, il ne faut pas oublier que nous sommes encore à l'ère des incunables numériques, comme l'a si bien dit Peter Haber. Bien que le web mondial existe depuis plus de trente ans, les possibilités, mais aussi les infrastructures et les composants matériels, changent presque quotidiennement. Par conséquent, la question de la durabilité des éditions de haute qualité – dont les coûts ne sont pas négligeables – n'est en aucun cas résolue de manière concluante.

Alors que les éditions imprimées s'étendent sur plusieurs siècles sans problème, il est beaucoup plus difficile de rendre durables sur de telles périodes leurs pendantes numériques. Si l'on se réfère à l'évolution historique de l'imprimerie, on peut néanmoins suivre les développements futurs avec optimisme et, surtout, exiger des innovations avec courage.

Mutig Innovationen fordern und fördern

Bei allen technischen Neuerungen und Anwendungschancen darf nicht vergessen werden, dass wir uns noch immer in der digitalen Inkunabelzeit befinden, wie Peter Haber so treffend meinte.⁵ Obwohl das weltweite Netz bereits seit mehr als 30 Jahren existiert, wandeln sich Möglichkeiten, aber auch Infrastrukturen und Hardwarekomponenten fast täglich. Die Frage der Nachhaltigkeit von hochwertigen – und auch kostspieligen – Editionen ist dementsprechend keineswegs gelöst.

Gedruckte Editionen überbrücken problemlos Jahrhunderte, die ebenso aufwändig erzeugten und programmierten Umsetzungen im digitalen Raum hingegen sind viel schwieriger für solche Zeiträume haltbar zu machen. Mit Rückbezug auf die historischen Entwicklungen um den Buchdruck dürfen wir die weiteren Entwicklungen dennoch mit Optimismus verfolgen und vor allem auch mutig Innovationen fordern, die nicht nur technologisches Können demonstrieren, sondern auch den Bedürfnissen der Fachcommunities entsprechen und einen gesellschaftlichen Mehrwert bringen. Der Erfolg von Editionen ergibt sich aus der Relevanz der erarbeiteten Produkte. Damit eng verbunden ist die bewusste Wahl technischer Methoden bei gleichzeitig langfristiger Verfügbarkeit der Daten.

Literatur

- Haber, Peter (2011): Digital Past. Geschichtswissenschaften im digitalen Zeitalter, München.
- Sahle, Patrick (2013): Digitale Editionsformen. Zum Umgang mit der Überlieferung unter den Bedingungen des Medienwandels. Teil 3: Textbegriffe und Recodierung (Schriften des Instituts für Dokumentologie und Editorik 9), Norderstedt. urn:nbn:de:hbz:38-50130.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5590079>

Zum Autor

Tobias Hodel ist Assistenzprofessor mit Tenure Track für Digital Humanities am Walter Benjamin Kolleg der Universität Bern. Seine Forschungsinteressen liegen unter anderem in der Theorie der digitalen Geisteswissenschaften, im Machine Learning, den Critical Algorithm Studies und der Digital History.



•

5 Haber (2011), S. 61.

Der lange Weg von den Quellen zur Edition – oder: Wozu braucht es kritische Editionen?

Philipp Roelli

Alte handschriftlich überlieferte Texte sind häufig in unterschiedlichen Abschriften überliefert. Eine gute kritische Edition erstrebt möglichst grosse Nähe zum Originaltext und macht zugleich die Überlieferungsgeschichte sichtbar. Zudem soll sie für heutige Augen gut lesbar sein. Das sind hohe Ansprüche, die ein tiefes philologisches Instrumentarium erfordern. Auf jeden Fall gilt: Es ist ein langer Weg von den Quellen zur Edition.

Texte, die nicht durch ihre Urheber in unveränderbarer Form, zum Beispiel als gedrucktes Buch, herausgegeben wurden, erleiden bei der Überlieferung meist mehr oder weniger starke Veränderungen. Insbesondere bei historischen Texten, die vor Gutenbergs Erfindung des Buchdrucks verfasst wurden, liegt oft eine Fülle von handschriftlichen Versionen vor, die alle nach dem Tod des Autors (in dieser Zeit nur sehr selten: der Autorin) entstanden und sich mehr oder weniger voneinander unterscheiden. Eine der Hauptaufgaben der Textkritik besteht deshalb darin, aus den erhaltenen Quellen einen Text zu machen, der möglichst originalgetreu und zugleich gut lesbar ist.

Eine Edition ist mehr als eine Dokumentation

Wer eine kritische Edition erstellen möchte, versucht, alle relevanten Informationen über den zu edierenden Text zu finden und kritisch zu verarbeiten. Nachdem man die überlieferten Quellen identifiziert hat, transkribiert man deren Texte und erstellt so eine möglichst vollständige Dokumentation. Abbildung 1 zeigt, wie ein mögliches Resultat aussehen kann, und zwar anhand eines lateinischen medizinischen Textes, der in über einem Dutzend Zeugen (Handschriften und alte Drucke) überliefert ist. Auf jeder Zeile einer txt-Datei wird der Text einer Handschrift, die mit einem Siglum eingeleitet und identifiziert wird, abgeschrieben, und zwar so, dass die jeweils gleichen Teile untereinanderstehen.

Das genaue Dokumentieren ist ein wichtiger Schritt zur Edition. Doch ist eine Dokumentation allein noch keine Edition. Dafür braucht es noch zwei weitere Arbeitsschritte. *Erstens* muss der Editor oder die Editorin, sofern möglich, entscheiden, in welchem Verhältnis die verschiedenen Varianten zueinanderstehen. Wenn es (wie oft, aber nicht immer) darum geht, einen möglichst autornahen Text zu rekonstruieren, besteht das Ziel darin, zu entscheiden, welche Varianten sekundär, also nicht vom Autor sind. Diese Aufgabe erschwert sich, wenn der Autor den Text überarbeitete: In gewissen Fällen können also auch mehrere Varianten auktoriell sein.

Zweitens soll die Dokumentation in der Edition lesbar gemacht werden: Wer sich für den Inhalt des Textes interessiert, wird nicht alle Einzeltexte lesen wollen, da sie sich oft nur geringfügig voneinander unterscheiden, aber manchmal eben auch substanziell und inhaltlich. Eine kritische Edition muss deshalb die relevanten Informationen aufbereiten und einen zugänglichen und lesbaren Text präsentieren.

Ältere Handschriften sind nicht unbedingt näher am Original als jüngere

Zunächst stellt sich also die Frage, wie sich diese Textzeugen zueinander verhalten. Wer hat von wem abgeschrieben? Im einfachsten Fall haben Schreiber jeweils ausgehend von einer einzigen Vorlage eine neue Handschrift geschaffen. Nicht selten waren aber bereits mittelalterliche Schreiber philologisch tätig und benutzten mehrere Quellen, um eine neue – verbesserte – Handschrift eines Textes zu erstellen.

Ziel des modernen Philologen oder der Philologin ist nun, einen Stammbaum dieser Abhängigkeiten zu erarbeiten. Carl Johan Schlyter war 1827 vermutlich der erste, der einen solchen Stammbaum, in der Textkritik auch «Stemma» genannt, in einer Edition druckte (Abbildung 2). Er tat dies für die Västgötalagen, eine Gesetzessammlung, die zugleich der älteste erhaltene längere schwedische Text ist. Die y-Achse zeigt die Entstehungszeit an (je weiter oben, desto älter).

Sofern das Stemma korrekt ist, kann man also folgern, dass die Handschrift «A» die wichtigste ist zur Rekonstruktion des Originals (Punkt zuoberst im Stemma). Man sieht auch, dass ältere Handschriften nicht unbedingt ursprünglicher sind als jüngere. Das «L» im Stammbaum beispielsweise ist rund 170 Jahre jünger als «C», aber genauso ursprünglich und besser als die älteren Handschriften «B», «G», «H» und «K».

Abbildung 1: Ein Beispiel einer Dokumentation der verschiedenen Zeugen eines Textes. Hier Kapitel 2 des medizinischen *Liber Aurelii*. Am Anfang jeder Zeile steht ein Siglum, welches die Zeugen identifiziert.

| | | | | | | | |
|-------|---|-------------------------------------|------|-------------|----------------------|---------------|---------------|
| A | De februm curas | Omnes typice febres | sive | instructure | sive solute | sive permixte | quan |
| E | II De februm cura | ----- ----- ----es | sive | instructure | sive solute | sive per----- | ---- |
| M | De februm curas | Omnes typice febres | sive | instructure | sive solute | sive permixte | quan |
| M2 | | | | | | | |
| C | De februm cura*s*(getilgt) | Omnes typice febres | sive | instructure | sive solute | sive permixte | quan |
| B | De februm curis. | Omnes typice febres | sive | instructura | sive solute | sive permixte | quan |
| V | | Omnes typice febres *id est qui...* | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quan |
| R | *II. De typicis febribus* | Omnes typice febres | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quan |
| F | *De ratione tipicarum februm et earum cura*(mg) | Omnes typice febres | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quar |
| O | | Omnes typice febres | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quan |
| S | *De typicis febribus et curatio earum* | Omnes typice febres | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quan |
| L II. | De ratione tipicarum februm et curatio earum | Omnes typice febres | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quan |
| P II. | De ratione tipicarum februm et cura earum | Omnes typice febres | sive | constricta | sive solute | sive permixte | fuertint quan |
| G | De tipicis febribus | Omnes typice febres | sive | stricta | sive solute | sive permixte | quan |
| H | De tipicis febribus | Omnes typice febres | sive | stricta | sive solute | sive permixte | quan |
| W | Cura | Omnes typice febres | sive | stricta | sive solute a sudore | sive permixte | quan |
| l | De typicis febribus | Omnes typice febres | sive | stricta | sive solute | sive permixte | quan |
| Z | De tipicis febribus | Omnes typice febres | sive | stricta | sive solute assodore | sive permixte | quan |
| T | De tipicis febribus | Omnes typice febres | sive | instructa | sive solute | sive permixte | quan |

Eine gute Edition macht die Überlieferung im Detail nachvollziehbar

Aus dem Gesagten ergeben sich auch die Ziele einer kritischen Edition, die auf längere Sicht verwendbar bleiben soll: Die Überlieferung soll möglichst vollständig dokumentiert werden, wenn möglich mit einem Stemma, das mithilfe von sogenannten «Leitfehlern» *wahrscheinlich gemacht wird*. Der Begriff «Leitfehler» wurde 1937 vom Altphilologen Paul Maas in Anlehnung an den Begriff «Leitfossil» in der Paläontologie geprägt. Ein *guter Leitfehler* zeichnet sich dadurch aus, dass er auch von einem sehr scharfsinnigen Schreiber nicht korrigiert werden kann, also irreversibel ist.¹ Besonders vielversprechende Leitfehler sind sogenannte «Augensprünge»: Damit sind versehentliche Auslassungen in Abschriften gemeint, die entstehen, wenn im Ausgangstext zweimal dasselbe Wort steht und das Auge des Schreibers unabsichtlich vom ersten zum zweiten springt, er also den Text dazwischen versehentlich weglässt. Selbst bei geübten Schreibern kommt dieser Lapsus relativ häufig vor.²

Die Rekonstruktion des Stemmas wird indes erschwert, wenn einzelne Schreiber mehrere Quellen für ihre Abschrift verwendet haben. Wenn der ursprünglichste Text, der damit aufgefunden werden kann, immer noch fehlerhaft zu sein scheint, da dieser sogenannte «Archetyp» meist nicht mit dem Original identisch ist, kann der Editor konjizieren, also aus externen Daten versuchen zu *erraten*, was ursprünglich an der verderbten Stelle gestanden haben könnte. Im edierten Text lässt sich dann mit verschiedenen Symbolen markieren, was hinzugefügt wurde, und anzeigen, was zwar im rekonstruierbaren Text stand, aber nicht vom Autor stammen kann. Solche «Konjekturen» müssen in einer guten Edition klar als solche gekennzeichnet sein. Stellen, die dem Editor unverständlich bleiben, werden mit einem

1 Vgl. Reynolds/Wilson (2013).

2 Detaillierter zu der skizzierten Methode: Chiesa, Paolo: Principles and practice, in Roelli (2020), S. 74–87.

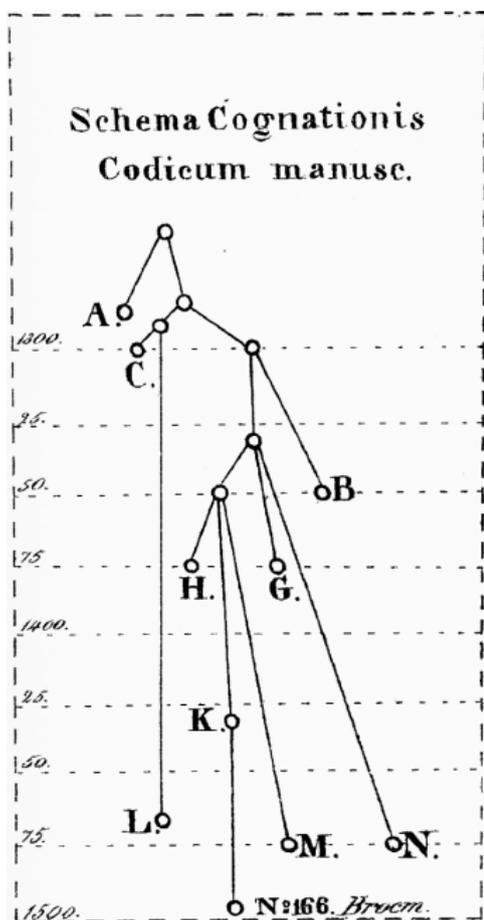


Abbildung 2: Carl Johan Schlyters Stemma der Überlieferung der *Västgötalagen* (1827).

Kreuz versehen. Die Leserin oder der Leser kann mittels einer solchen Edition also bis zu einem gewissen Grad selbst nachprüfen, ob er oder sie mit der Wahl des Editors einverstanden ist, und sich an Stellen, die von Interesse sind, einen Überblick über die Überlieferung verschaffen.

Benutzerfreundlichkeit vs. Textnähe

Eine grosse editorische Herausforderung liegt in einer guten Lesbarkeit trotz Materialfülle. In gedruckten kritischen Editionen haben sich sogenannte Apparate durchgesetzt, die jeweils unaufdringlich unter dem Editionstext stehen. Ein kritischer Apparat präsentiert diejenigen Lesarten der Textzeugen, die sich vom edierten Text unterscheiden. Je nach Fülle der Überlieferung müssen hier Kompromisse gefunden werden, indem zum Beispiel sicher sekundäre Lesarten aus Platz- und Übersichtlichkeitsgründen unerwähnt bleiben. Weitere Apparate können Quellen, auf die der Autor

zurückgreift, oder Vergleichsstellen in anderen Texten, insbesondere Anspielungen auf die Bibel oder den Koran bei christlichen respektive islamischen Texten, verzeichnen.

Der in Abbildung 1 dokumentierte Text kann nun in einer kritischen Edition aussehen wie in Abbildung 3. Unten auf der Seite werden die verwendeten Handschriften genannt, die jeweiligen Varianten angegeben, mögliche Verbesserungen des schwer verständlichen Textes vorgeschlagen, die der Editor nicht in den Text zu setzen wagte, und schliesslich auf eine Stelle Isidors von Sevilla verwiesen, die weitgehend mit dem Text auf Zeilen 8 bis 10 übereinstimmt. Man sieht, dass es ein weiter Weg ist von den Quellen bis zur kritischen Edition, die also die Informationen über die Überlieferung evaluiert, kondensiert und für den modernen Leser erschliesst.

Bei antiken Texten führt kein Weg an kritischen Editionen vorbei

Das skizzierte Vorgehen zur Erstellung einer kritischen Edition wurde im 19. Jahrhundert entwickelt und im 20. und 21. vor allem durch italienische Gelehrte weiterentwickelt und wird heute üblicherweise verwendet, um vor-moderne Texte zu edieren.³ Frühere Editionen sind insofern nicht *kritisch in einem heutigen Sinne*: Selten wurden alle bekannten Quellen herangezogen oder Lesarten mithilfe eines Stemmas evaluiert. Obwohl es heute relativ einfach ist, digitale Kopien aller Zeugen zu erhalten, bleibt der Aufwand, sie alle zu studieren, beträchtlich. Aus der Not eine Tugend machend gibt, es seit einiger Zeit Gelehrte, die den Anspruch einer kritischen Edition verwerfen und es vorziehen eine «gute Handschrift» möglichst getreu wiederzugeben. Ihrem besten Argument zufolge bleibt selbst die beste kritische Edition immer hypothetisch und kann das Original nie ganz erreichen. Eine gute Handschrift hingegen ist immerhin eine historische Tatsache. Dieser Ansatz erfreut sich heute recht grosser Beliebtheit, sicherlich nicht zuletzt, weil man eine solche Edition viel schneller und leichter erstellen kann als eine kritische Edition.

Das ist problematisch. Vor allem, weil dem Leser so potenziell wertvolle Informationen aus anderen Handschriften entgehen. Und auch wenn diese vergleichend in der Edition angegeben werden, so fehlt immer noch die Evaluation der Lesarten (primär oder sekundär?). Eine Edition einer «guten Handschrift» ist somit ein methodischer Rückschritt in die Zeit vor dem 19. Jahrhundert.⁴

3 Vgl. Trovato, Paolo: Neo-Lachmannism: A new synthesis?, in: Roelli (2020), S. 109–139.

4 Zu dieser Kontroverse vgl. Palumbo, Giovanni: Criticism and controversy, in: Roelli (2020), S. 88–108.

«II.» De febrium curas

Omnes typice febres siue instricture siue solute siue permixte, quamdiu sunt in frigore, in quo principium uenarum esse non possunt comprehensio[m] manu-um; ex linteis calidis donec leuiatur rigor[is] sunt fouende. At ubi ceperint incallescere, paulatim mouenda sunt operimenta donec sudoris tempus adueniat, cuius tamen ipsius precognitio apud scientiam non est neglegenda. Nam et salutaris ei[us] sudor mortiferum est, quorum alterum irrigare debemus ac alteri resistere. Nam creticus est sudor quem uocant – cui credo nomen ex iudicio infirmitatis inpositum, et quod quasi ita dicitur hominem et sententia[m] sua[m] liberet – irritare debemus; alteri (*cardiacus) cui nisi diligenter medicus obstiterit (quod est difficilium) facile eger a[di]mittitur. Horum discretum est, hoc est indiscussibile[m]. Nam creticus calidus est et alicoris ruborem et uigen[s] cursum in pulsu[m] uenarum, et quod plus huius sudoris effluerit hoc eger corpori fit. At ille alter quippe est et

MBC AE(M²)

1 II.] – MBCA | curis B, cura E | 3 equo AEM² | principia B | possit C | 3–4 compressi-
onem AEM² | 4 manum MAE | liniatur MC | rigor AM², deest E | foueto B | 5 paulatim
+ sunt M? | remouenda AEM² | 6 cuius tamen] iusta AM², deest E | 7 neglegendum M?,
neglegentia AEM² | salutaris BCM² | eius] eis A, ei E | mortifer B | 8 debere[m] ac
alteri] M?B, debere[m] ac alteri C, alteri debere[m] AEM² | nam] – M | est] – AEM² |
quem] qui AE | 9 inpositus AEM, + eo B, + est C | quo C | dicam B | 10 sententia sua
BC | irrigare B | cardiacum B, cardiacos C | 11 cui] non leg. M | abstiterit B | quod est]
quo B, quod C | difficilium C, difficilimum AEM² | facilem M | 12 hoc indiscrētum B |
indiscussibile B | 13 alicoris] AEM², alico--s M, alius coleris B, alius coloris C | rubeus
AEM² | uigente MBAE, uigenti C | cursu BCE | pulsu CE | quo BAE | 14 corpori] M?BC,
fortius AM², fortius E

3 in principio non possunt dinosci ex uenarum pulsu Gar. ? | 3–4 compressione Gar.,
cf. AEM² | 5 remouenda AEM², Gar. ? | 6 cuius tamen] iusta AM² ? | 8 irritare ? | creti-
cum uocant sudorem ? | 9 ita dicit] iudicet Gar. | 10 cardiaco | 11 difficilimum |
12 Horum unus [sc. sudor] dyscritus, hoc est indiscussibilis | 13 coloris rubeus Gar. |
uigentem cursum prestat Abbr. ? | 13–14 quot ... tot | 14 corpori] fortior Gar., cf.
AEM² | alter, i.e. cardiacus | 14–1 exterminatur Gar.

8–10 Isidorus, *Etymologiae* IV.9²

Abbildung 3: Eine Seite der kritischen Edition desselben Textes, der in Abbildung 1 dokumentiert ist. Aus Roelli 2021, S. 28.

Bei der Frage, wie genau eine kritische Edition aussehen soll, kommt es letztlich auch auf die Überlieferungs-umstände an. Wenn sich zeigen lässt, dass eine Handschrift vom Autor selbst verfasst wurde, ist es sicher sinnvoll, diese ohne Berücksichtigung ihrer Abschriften als «gute Handschrift» zu edieren. Insbesondere für antike und frühmittelalterliche Texte ist dies aber so gut wie nie der Fall. In kritischen Editionen wichtiger Texte, wie Alfred Ernouts Edition des römischen Dichters Lukrez, stecken Jahrhunderte philologischer Arbeit. Sie ermöglichen es uns heute, einen autor-nahen und zugleich gut dokumentierten Text zu lesen.

Résumé

Les textes qui n'ont pas été publiés par leurs auteurs sous une forme fixe, par exemple sous la forme d'un livre imprimé, subissent généralement des modifications plus ou moins importantes au cours de leur transmission. C'est en particulier le cas des textes écrits avant l'invention de l'imprimerie, dont il existe souvent une pléthore de versions manuscrites, qui ont toutes été écrites après la mort de l'auteur et qui diffèrent les unes des autres. L'une des principales tâches de la critique textuelle consiste donc, à partir des sources conservées, à reconstituer un texte facilement lisible qui soit aussi proche que possible de l'original.

Bien qu'il soit relativement facile de nos jours d'obtenir des copies numériques de tous les témoins textuels, l'effort pour les étudier reste considérable. Faisant de nécessité vertu, certains érudits se refusent à l'exercice d'une édition critique, préférant plutôt reproduire un « bon manuscrit » aussi fidèlement que possible. Selon leur argument le plus fort, une édition critique, aussi excellente soit-elle, n'en demeure pas moins une construction hypothétique et ne peut totalement atteindre l'original perdu. Un bon manuscrit, en revanche, relève au moins d'un fait historique.

Cette dernière approche est méthodologiquement contestable, surtout parce que les lecteurs et lectrices passent ainsi à côté d'informations potentiellement précieuses provenant d'autres manuscrits. La forme exacte d'une édition critique dépend en fin de compte également des circonstances de la transmission. En particulier dans le cas des textes de l'Antiquité et du haut Moyen Âge, il est pratiquement impossible qu'un manuscrit qui subsiste ait été écrit par l'auteur lui-même. Les bonnes éditions critiques condensent parfois des décennies, voire des siècles, de travail philologique. Seul ce travail nous permet aujourd'hui de lire un texte à la fois proche de celui de l'auteur et bien documenté.

Literatur

- Ernout, Alfred (1960–1962): *Lucrece, De la nature*, 2 Bde., Paris.
- Maas, Paul (1937): *Leitfehler und stemmatische Typen*, in: *Byzantinische Zeitschrift* 37,2, S. 289–294.
- Reynolds, Leighton D. und Nigel Guy Wilson (2013): *Scribes and Scholars: A Guide to the Transmission of Greek and Latin Literature*, 4. Aufl., Oxford.
- Roelli, Philipp (2020): *Handbook of Stemmatology: History, Methodology, Digital Approaches* (De Gruyter Reference), Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110684384>
- Roelli, Philipp (2021): *Liber Aurelii «On Acute Diseases»*, Stuttgart.
- Schlyter, Carl Johan und Hans Samuel Collin (1827): *Westgöta-Lagen*, Stockholm.

Links

Lateinkorpus Corpus Corporum: www.mlat.uzh.ch

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5576174>

Zum Autor

Philipp Roelli ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Zürich. Seine Forschungsinteressen liegen in der Editionsphilologie, der Wissenschaftsgeschichte und der Korpuslinguistik. Er unterhält das weltweit grösste Lateinkorpus Corpus Corporum.



arb 3 Images ©  

NTVMR Doc ID 900003
Shelfmark: Cod. 2 (Codex Pandeli)
Date: 1723 CE
Language: Arabic

Transcription: Mina Monier
Nakala: [metadata](#)

Diplomatic English

Page 115
مرقص

الفصل الحادي والسبعون

Mark 16:1

2
3
4
5
6

بیت ابناعت مریم المجدلانیة
قوب وصالومي طیباً لیاتین
دع و فی احد السبوت بالکرا جذا
ان طلعت الشمس قبالات بعشهن
یودحرج لنا الحجر عن باب القبر
الحجر قد سُرح لانه کان علیها
مخلن القبر نظرن شاباً جالساً
علیه لباس ابيض فبهتن فقال

Éditer le Nouveau Testament à l'heure du numérique

Claire Clivaz

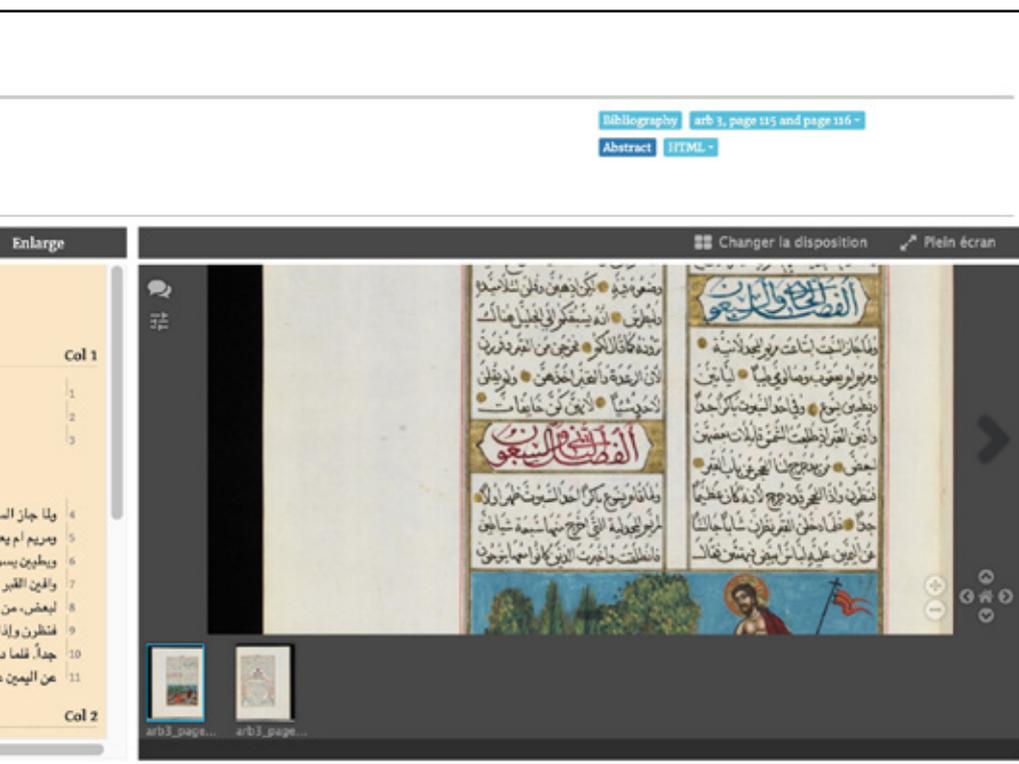
Le texte du Nouveau Testament, avec près de 5800 manuscrits en grec, partage plusieurs défis avec l'édition numérique en général, mais véhicule également ses propres contraintes et possibles. C'est bien une transformation profonde qui est à l'œuvre dans cette édition numérique : la possibilité de voir en ligne les manuscrits du Nouveau Testament conduit à de nouvelles découvertes.

Les éditions de la Bible hébraïque et du Nouveau Testament en grec s'appuient sur une très longue tradition éditoriale : Origène, dans la ville d'Alexandrie au III^e siècle de notre ère, s'exerçait déjà à la critique textuelle en empruntant les signes diacritiques des textes d'Homère pour commenter son édition en six langues de la Bible hébraïque, les *Hexaples*. Les 42 premières lignes imprimées de l'histoire

occidentale furent celles de la Bible de Gutenberg. Et c'est un jour de mars 1516, dans le face-à-face entre un auteur et un éditeur, Érasme et Johann Froben, qu'est né à Bâle un projet éditorial ambitieux qui allait durablement marquer l'histoire de l'édition imprimée : le *Novum instrumentum omne*. Érasme donna en effet le nom de « nouvel instrument global » à la première version de son édition du Nouveau Testament.

Au sein de la culture numérique, l'édition du Nouveau Testament fait également face à une « nouvelle instrumentalité ». La Bible a été présente dès les balbutiements des humanités numériques avec la création dans les années 1950 d'un index de la traduc-

Utopia, armarium codicum bibliophilorum, Cod. 2 (Codex Pandeli ou arb 3). The four Gospels in Arabic (<https://www.e-codices.unifr.ch>), page 115, © CC BY-NC.



tion anglaise de la Bible par John W. Ellison, tandis que Roberto Busa peaufinait son index numérique de la *Somme théologique* de Thomas d'Aquin, et s'occupa également des rouleaux de la mer Morte, un fait moins connu. Dans les années 1970, tant Bonatius Fischer que Kurt Aland décrivaient déjà les effets probables de la culture computationnelle sur la critique textuelle du Nouveau Testament. L'arrivée en masse de manuscrits digitalisés entraîne désormais une révolution progressive mais sans égale dans les pratiques éditoriales des chercheurs en Nouveau Testament : en 2013 s'ouvrait la *New Testament Virtual Manuscript Room* (NT-VMR) à l'Université de Münster, qui met à disposition des chercheurs plus d'un million et demi d'images de manuscrits néotestamentaires.

De manière un peu paradoxale, la première monographie consacrée au tournant de l'édition biblique n'a paru qu'en 2017, sous la plume de Jeffrey Siker, avec un titre reflétant un souci courant : *Liquid Scripture*. Que va-t-il se passer pour le texte biblique face à la marée montante des manuscrits en ligne ? Les Écritures, dites saintes par les membres des Églises chrétiennes, vont-elles se « liquéfier » dans la culture numérique ? Pour avancer sur ce défi qui est à la fois éditorial et théologique, il est utile de comparer ce corpus particulier avec ce qu'il advient en général de la textualité dans l'édition numérique.

Les défis que l'édition numérique du Nouveau Testament partage avec les autres éditions

L'analyse des effets de l'édition numérique des textes témoigne déjà d'une maturation de la recherche sur cette thématique. Sarah Mombert explique que les éditions digitales sont déconnectées de la valeur institutionnelle des livres. Elles semblent vouloir entrer dans l'ère de la collection, ne connaissant comme limites à leur expansion que celles du temps et des ressources à disposition. Elles véhiculent par ailleurs un effet « décanonisant », en mettant fin au statut d'édition marginale. Le projet numérique européen *Sharing Ancient Wisdoms* (SAWS) témoigne bien de cette façon de traverser des catégories autrefois disjointes dans la culture imprimée, par-delà les langues et les thématiques.

L'intégration de matériel multimodal dans les éditions, telles les vidéos, précipite cette transition des « éditions » à proprement parler vers la notion de collection. L'aspect collaboratif des éditions renforce également cette évolution. Commentant l'édition du célèbre roman *I Promessi Sposi* (Manzoni, 1827), Elena Pierazzo estime qu'il n'est plus imaginable qu'un·e seul·e auteur·e ou même une seule équipe prenne en charge l'édition numérique de ce texte, au vu de la masse des archives concernées. Une telle entreprise demande en effet l'établissement d'une œuvre génétique comprenant une représentation des brouillons, du processus de création de l'écrivain et de l'évolution de l'ouvrage.

Zusammenfassung

Dieser Artikel ordnet die digitale Wende in die lange Editions-geschichte der Bibel ein. Der Text des Neuen Testaments mit seinen fast 5800 griechischen Manuskripten steht vielfach vor den gleichen Herausforderungen wie das digitale Publizieren im Allgemeinen, bringt aber auch eigene Hindernisse und Möglichkeiten mit sich. Die Forscherinnen und Forscher haben den Auftrag, früher oder später einen Text zu erarbeiten, der (in einem liturgischen oder künstlerischen Kontext) performt werden kann. Dieser Umstand führt bei Editionsarbeiten des Neuen Testaments zu einem wachsenden Spannungsverhältnis zwischen dem berechtigten Bedürfnis, die Vielfalt zu erforschen, und der Forderung nach einer einheitlichen Textgrundlage, die sich aus dem Aspekt der Performanz ergibt.

Diese Situation erfordert einen aktiven Austausch und eine Zusammenarbeit mit den Verlegerinnen und Verlegern im kommerziellen Sinn, das heisst mit den Publishers. Die digitale Ausgabe des Neuen Testaments befindet sich somit in einem tiefgreifenden Wandel: Die Möglichkeit, Handschriften online einzusehen, führt zu neuen Entdeckungen, nicht nur in noch unbearbeiteten, sondern auch in bekannten oder bereits durchgesehenen Handschriften. Die einstmals als wasserdicht geltende Grenze zwischen Manuskriptforscherinnen und Gelehrten, die sich der Kunst der Lektüre biblischer Texte widmen, könnte in naher Zukunft zunehmend verwischt werden.

De telles réflexions permettent d'évaluer ce qui se passe pour l'édition numérique du Nouveau Testament : comprenant, seulement pour le grec, près de 5800 manuscrits, souvent avec commentaires, il apparaît clairement qu'une édition numérique holistique – ou *omne*, pour reprendre le terme d'Érasme – ne peut plus être le fruit d'une seule équipe ou d'un seul lieu institutionnel. Elle reposera sur un réseau de chercheuses et chercheurs au travail, se répartissant livres ou même chapitres bibliques. Cet étalement dans l'espace institutionnel et le temps s'accompagne du rôle montant de la publication des données dans la recherche. La NTVMR met d'ores et déjà à disposition le travail de plusieurs chercheurs sur son site, sans qu'il ne soit toutefois possible d'identifier leurs noms. Ce fait pose un double défi de certification et d'établissement de l'histoire de la recherche et de la discussion des variantes. Afin de veiller à ces deux points, on pourrait par exemple solliciter des collaborations avec les répertoires qui accueillent les données ouvertes de la recherche. Ces derniers attribuent en effet des DOI (*Digital Object Identifiers* ou identifiants numériques d'objet) aux données produites, qui sont également nominales et datées, ce qui permet de faire l'histoire de la lecture des variantes.

Les défis propres à l'édition numérique du Nouveau Testament

C'est toutefois dans la rubrique des défis propres à l'édition du Nouveau Testament qu'il convient d'examiner la question de la décanonisation à l'œuvre dans l'édition numérique, évidente pour Sarah Mombert. Dans la mesure où la performance du Nouveau Testament – qu'elle ait lieu dans un cadre liturgique ou artistique – est un fait socialement encore prégnant dans la culture occidentale, les chercheuses et chercheurs sont assignés à produire, à un stade ou un autre, un texte qui puisse être performé. Il n'est certes plus question de plaider, comme le faisait le théologien Karl Barth, pour un statut extrinsèque des Écritures dites saintes, mais de prendre acte de la demande culturelle et sociale : performer le Nouveau Testament, la Bible.

Ce donné conduit à une tension grandissante au sein des pratiques éditoriales du Nouveau Testament entre le légitime besoin de la recherche d'étudier la pluralité et la requête d'unité textuelle née des performances. Cette tension se laisse percevoir via l'apparition de différentes éditions grecques depuis une bonne dizaine d'années : elles ne sauraient réellement concurrencer l'édition de référence *Nestle-Aland*, mais signalent clairement l'évolution des besoins des chercheurs et chercheuses. Cette tension apparaît en outre dans la diversification qui s'opère entre l'édition papier de l'*Editio critica Maior* (ECM), dont les volumes sur l'Évangile selon Marc viennent de paraître, et l'édition numérique de l'ECM, prototypique, *open-ended*, en développement. Greg Paulson et moi-même l'avons baptisée Digital ECM (DECM), car elle est basée sur une *unedited realtime collation*, une « collation en temps réel et non éditée ». C'est pourquoi

Paulson signale dans le titre de son article que l'édition numérique *Nestle-Aland* est à la fois effective et à produire : c'est l'officine des scientifiques qui se présente ici, disponible en ligne toutefois.

Une telle situation, aussi fascinante soit-elle, requiert un dialogue et une collaboration active avec les éditeur-trice-s au sens commercial du terme, les *publishers*. En effet, je reste convaincue que leur savoir-faire, leur rôle d'interface entre les scientifiques, ainsi qu'entre les scientifiques et la société, participent de manière cruciale au bon fonctionnement de la certification académique. J'appelle de mes vœux le fait que les *publishers* s'intéressent à l'émergence de l'ECM numérique, car elle n'atteindra sans doute sa maturation qu'en synergie avec ces partenaires du processus de la recherche. La DECM, *open-ended*, prospective et prometteuse, devra s'appuyer sur ce partenariat avec le monde de l'édition commerciale pour recevoir ses lettres de noblesse.

Pour l'honneur du manuscrit : des continents à découvrir (encore)

En guise de conclusion, j'évoquerai le meilleur, conservé pour la fin comme il se doit : les incroyables découvertes qui peuvent (encore) être faites dans les manuscrits du Nouveau Testament. L'équipe de recherche du projet PRIMA FNS MARK16 s'étonne sans cesse de ce qu'il est possible de mettre à jour non seulement dans des manuscrits encore non travaillés, mais également dans les manuscrits bien connus, ou déjà parcourus. Voir le document historique en ligne bouleverse le lien entre exégèse du Nouveau Testament et critique textuelle. Gageons que, dans les années à venir, la frontière qu'on croyait étanche entre scientifiques voué-s aux manuscrits et scientifiques s'adonnant à l'art de la lecture des textes bibliques sera considérablement effacée. La possibilité d'évaluer la paratextualité d'un manuscrit du Nouveau Testament, la fascination qu'exerce la lecture d'une note marginale insoupçonnée ou le déchiffrement d'une version qui se fait interprétation sont à même de renouveler considérablement ce champ d'études.

Références

- Clivaz, Claire (2019) : Écritures digitales. Digital writing, digital Scriptures (DBS 4), Brill, open access : <https://brill.com/view/title/54748>.
- Mombert, Sarah (2014) : From Books to Collections. Critical Editions of Heterogeneous Documents, in : Apollon, Daniel et al. (éd.), Digital Critical Editions (Topics in the Digital Humanities), University of Illinois Press, Kindle edition.
- Paulson, Greg (2021) : The Nestle-Aland as Open Digital Edition : Already and not Yet, in : Classics 18, [N.p.], <https://classics-at.chs.harvard.edu/classics18-paulson/>.
- Pierazzo, Elena (2015) : Digital Scholarly Editing. Theories, Models and Methods (Digital Research in the Humanities), Routledge Press.
- Siker, Jeffrey (2017) : Liquid Scripture : The Bible in a Digital World, Fortress Press.
- Yardney, Sarah, Sandra R. Schloen and Miller Prosser (2019/1) : New Digital Tools for a New Critical Edition of the Hebrew Bible, in : Open Theology 5, pp. 80-94 ; <https://doi.org/10.1515/oph-2019-0006>.

Liens

[New Testament Virtual Manuscript Room \(NTVMR\)](#)

[Sharing Ancient Wisdoms \(SAWS\)](#)

[Digital ECM \(DECM\)](#)

[SNSF MARK16](#)

L'auteure

Claire Clivaz est cheffe du groupe *Digital Humanities* + au SIB, Institut Suisse de Bioinformatique (Lausanne). Elle y mène des projets à la croisée des manuscrits du Nouveau Testament et des humanités numériques. Ses recherches portent tant sur l'épistémologie de la culture digitale que sur les variantes classiques de la critique textuelle du Nouveau Testament.



Bildessay

Der archetypische Goldfisch

Bilder: Beat Brogle

Kuration: Howald Biberstein

Text: Beat Brogle, Heinz Nauer

Bilder

- 05840_Schaf_2012_06_12 / 68 x 52 cm, S. 42
- 03083_Dobermann_2012_02_21 / 59 x 61 cm, S. 43
- 03430_Hamster_2012_03_07 / 65 x 55 cm, S. 44
- 07143_Goldfisch_2013_11_23 / 52 x 68 cm, S. 45
- 03366_Rabbit_2012_03_01 / 55 x 65 cm, S. 46
- 02183_Horse_2012_01_20 66 / 66 x 54 cm, S. 47

Der Basler Künstler Beat Brogle beschäftigt sich seit fast zwei Jahrzehnten mit Bildern aus den digitalen Netzen und deren Rückübertragung in den realen Raum. In dieser Auswahl aus dem Projekt «Cluster» interessiert ihn vor allem die Transformation von Begriffen zu Bildern und die visuelle Verdichtung: Welche Bilder wollen Menschen im Netz sehen? Was für Bildordnungen entstehen aus ihrem Verhalten? Was verbirgt sich im «Vielen», wenn es als «Eines» wahrgenommen wird? Gibt es im Zeitalter des visuellen Überflusses so etwas wie einen archetypischen Kern eines Bildes, der erst in der Verdichtung sichtbar wird? Oder einfach: Wie sieht eigentlich der archetypische Goldfisch, Dobermann oder Hamster aus?

Die Bilderzeugung basiert auf einer Software, die in einer Vielzahl von algorithmisch definierten Schritten aus der Masse der zugreifbaren Bilder ein neues, einzelnes Bild erzeugt. Die Bilder werden mithilfe von Bildsuchprogrammen nach bestimmten Kriterien gefunden und zur Verarbeitung heruntergeladen. Zu jedem Suchbegriff werden jeweils hunderte Bilder bearbeitet und in dünnen Schichten übereinander gelegt, sodass das Einzelbild verschwindet und die Zonen der Überlagerung hervortreten. So entstehen ähnliche Effekte wie bei der Mehrfachbelichtung in der Fotografie oder bei der in der Renaissance gebräuchlichen Sfumato-Technik.

L'artiste bâlois Beat Brogle s'intéresse depuis près de deux décennies aux images issues de réseaux numériques et à leur retransmission dans l'espace réel. Dans cette sélection d'œuvres issues du projet « Cluster », il se concentre avant tout sur le processus de transformation des concepts en images et sur la condensation visuelle : quelles images les gens veulent-ils voir sur le réseau ? Quelles constellations d'images résultent de leur comportement ? Que cache le « multiple » lorsqu'il est perçu comme « un » ? Existe-t-il, à l'ère de la surabondance visuelle, une sorte de noyau archétypal d'une image qui ne devient visible que lors de la superposition ? Ou autrement dit : à quoi ressemble l'archétype du poisson rouge, du doberman ou du hamster ?

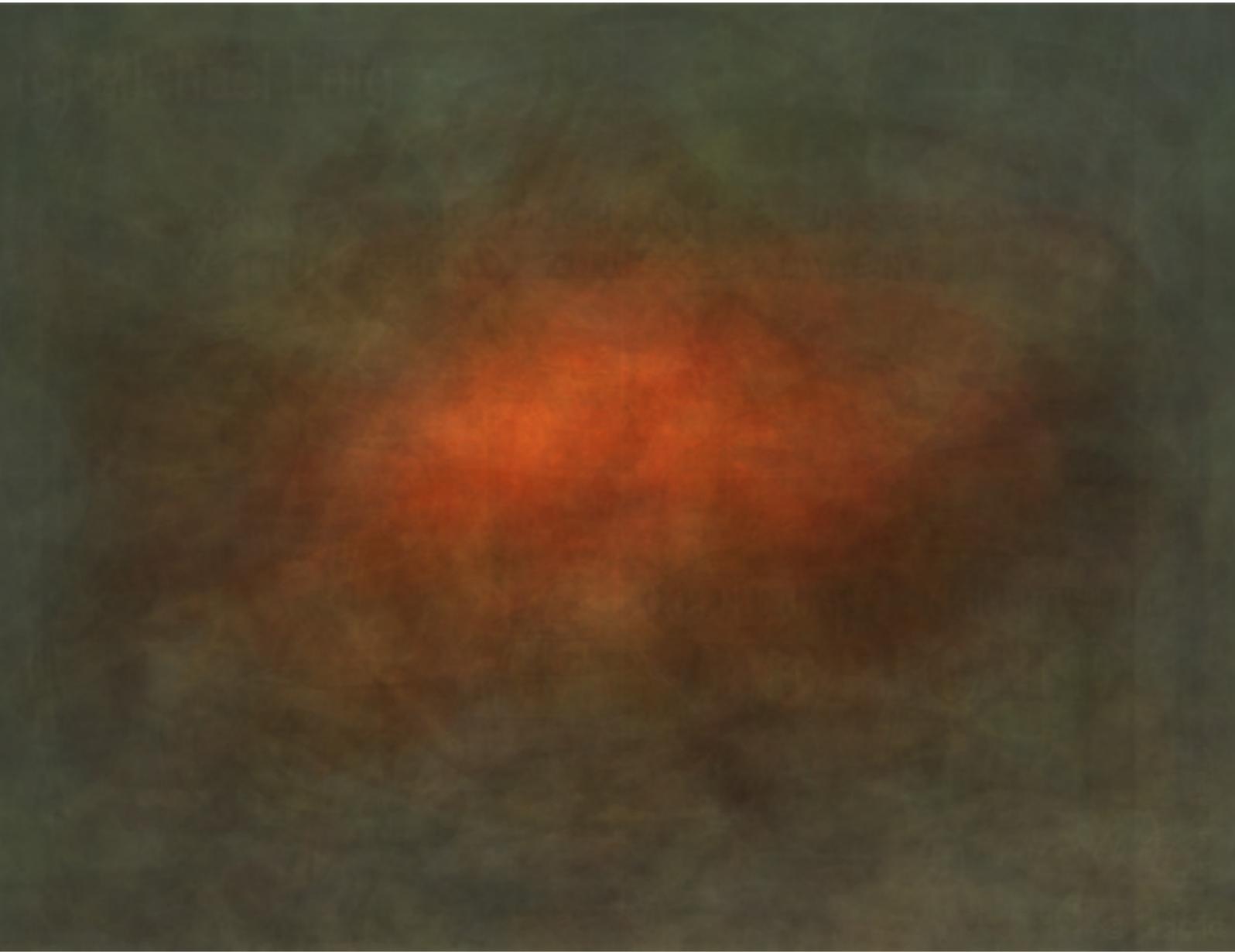
La création d'images repose sur un logiciel qui, au cours d'une multitude d'étapes définies par algorithme, génère une image unique à partir de la masse des images accessibles. Les images sont trouvées à l'aide de programmes de recherche d'images selon certains critères et téléchargées pour être traitées. Pour chaque terme de recherche, des centaines d'images sont ainsi traitées et superposées en couches. Chaque couche est si fine qu'elle ne peut être perçue séparément des autres, de sorte que l'image individuelle disparaît et que seules les zones superposées ressortent. On obtient ainsi des effets similaires à ceux de l'exposition multiple en photographie ou de la technique du sfumato, en usage à la Renaissance.





THE OPTIMIZATION OF THE FIVE SENSES









Musik ohne Noten

Wie Musikedition neu gedacht werden kann

Joachim Iffland, Rebecca Grotjahn

Notenzeichen stehen bisher im Zentrum von Musikeditionen. Doch was ist mit dem *Klang* von Stimmen und dem *Sound* von Instrumenten? Wie lässt sich Popmusik edieren, die meist nicht auf Papier notiert, sondern an den Instrumenten oder im Studio entwickelt wird und sich so den traditionellen Editionsethoden entzieht? Das Projekt «Edi-Phon» experimentiert mit einem neuen Ansatz, der die Editionsphilologie auf das ausweitet, was gemeinhin unter Musik verstanden wird: *das Er klingende*.

Musik, so könnte man postulieren, erklingt. Doch wie lässt sich Musik edieren? Was ist der edierbare Gegenstand, was ist der «Text», den Editionen gemeinhin voraussetzen und historisch-kritisch aufarbeiten? Hier auf gibt es eine traditionelle und eine visionäre Antwort. Die traditionelle Antwort verweist auf eine editorische Praxis, die nicht das Klingende ediert, sondern Notentexte: musikalische Werke also, die auf der Basis des westlichen Notensystems aufgeschrieben – komponiert – wurden. Musikedition, wie sie im Fach Musikwissenschaft seit Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde¹, versteht Musik also nicht als erklingendes, sondern als primär geschriebenes Phänomen (aus dem in einem zweiten Schritt, durch Aufführung beziehungsweise *Interpretation*,

Klang wird). Die visionäre Antwort hingegen weist auf ein erstaunliches Defizit hin: *Er klingende* Musik wurde bisher noch gar nicht wissenschaftlich ediert! (Auf die damit verbundenen Herausforderungen kommen wir unten noch zu sprechen.)

Noten lösten Musik vom Menschmedium ab

Doch zunächst zur traditionellen Musikedition. Äquivalent zu Sprache und Schrift waren Noten in verschiedenen Kulturen ein frühes Mittel, Musik – unter Vernachlässigung des Performativen – *festzuhalten*, zu kommunizieren.² Noten haben Musik aus dem *Menschmedium* herausgelöst, in einen schriftlichen Körper übertragen und einen optisch lesbaren Text geschaffen, der es erstmals möglich machte, *zu Er klingendes* unabhängig von tatsächlich Musizierenden zu transportieren und zu überliefern.³

Im Sinne geisteswissenschaftlichen Edierens sind Noten und der durch sie abgebildete Text eine probate Grundlage, Musik im Sinne des Werkes kritisch aufzuarbeiten, also Abweichungen zwischen einer oder mehreren Quellen und dem edierten Werk kenntlich zu machen. Mittels Quellenbe-

1 Für einen Überblick über die Geschichte der Musikedition vgl. Emans, Reinmar und Ulrich Krämer: Vorwort, in: Emans/Krämer (2015) S. IX–XI.

2 Die Ursprünge der europäischen Notenschrift reichen in das 9. Jh. n. Chr. zurück. Archäologische Funde – etwa die in den 1950er-Jahren in der Nähe der antiken Stadt Ugarit entdeckten Tontafeln, die auf das 14. Jh. v. Chr. datiert werden – verweisen auf deutlich ältere Formen der Musiknotation. Für einen Überblick über die Geschichte der Musiknotation vgl. Schmid (2012).

3 Zu einer editorisch inspirierten Reaktivierung des Menschmediums vgl. Iffland (2021), S. 51.

schreibungen samt Filiation und Kritischem Bericht können hier – Note für Note – Lesarten, Varianten und Fassungen annotiert und quellenkundlich überlieferte Gestalten eines Werkes (oder Skizzen) dargestellt werden.⁴ In Bezug auf die Details zur Gestalt und zu möglichen Reproduktionsvarianten eines notierten Werkes oder vorhandener Skizzen steht der Forschung und der Praxis so ein breiter editorischer Komplex zur Verfügung.

Notenzeichen als Schaltzentrale von traditionellen Musikeditionen

Die seit knapp zwei Jahrhunderten erarbeitete Musikphilologie ist auf das Engste mit der Geschichte des Faches Musikwissenschaft verbunden. Sie rückte zunächst den «Text» (männlicher, der westlichen *Kunstmusik* zugeordneter Komponisten) in den Vordergrund ihres Arbeitens und legte in Form von Gesamt- und Denkmälerausgaben Werke «der als bedeutend erkannten Komponisten [!]»⁵ vor.

Seit etwa 20 Jahren wird, ausgehend vom Ediromprojekt an der Universität Paderborn und der Hochschule für Musik in Detmold, die musikbezogene Editions-wissenschaft durch digitale Werkzeuge ergänzt und erneuert. Musik, die mit Zeichen des westlichen Notensystems dargestellt werden kann – beziehungsweise deren in Notenzeichen darstellbaren Aspekte, Phänomene und Ebenen –, können durch digitale Musikedition in hoher Granularität philologisch aufgearbeitet werden.⁶ Notenedition ist – vor allem durch die Arbeiten der *Music Encoding Initiative* – hierdurch vielschichtiger geworden, sie verknüpft die logische, die grafische und die akustische Domäne feingliedrig miteinander und integriert erstmals auch klangliche Aspekte in ihr Arbeiten. Sie trägt in besonderer Weise der Relativierung des Werkbegriffs Rechnung: Anstelle des *einen* Werk-Texts ediert sie die Überlieferung in Form von nun multimodal darstellbaren Varianten.⁷

Das Prinzip der digitalen Notencodierung – und somit das Prinzip digitalen Edierens – kann grundsätzlich auf jede Form bekannter Aufschreibesysteme der Vergangenheit und der Gegenwart angewendet werden. Doch das editorische Zentrum bilden hierbei stets Notenzeichen, die somit die Schaltzentrale des musikwissenschaftlichen Edierens darstellen. Musikedition bleibt also auch im innovativen digitalen

Medium einem konservativen an die Konzepte Schriftlichkeit und *Kunstmusik* gebundenen Musikbegriff verhaftet.

Und was ist mit der Popmusik?

Doch was ist nun – und somit zum visionären Teil der Antwort – mit dem Klang? Also dem, was im Alltag gemeinhin unter «Musik» verstanden wird? Was ist mit musikalischen Aspekten, die sich der Repräsentation durch Notenschrift entziehen? Was ist mit Popmusik, deren Existenz meist primär im akustischen Medium liegt und die nach Jahrzehnten der Abwertung und Marginalisierung erst seit ein paar Jahrzehnten als Gegenstand der Musikwissenschaft ernst genommen wird?⁸ Was ist mit Korpora von *tatsächlich Erklungenem* und mit dessen Eigenschaften, die sich mit Noten gar nicht darstellen lassen, wie etwa der Klang von Singstimmen und Instrumenten? Wie lassen sich Tondokumente edieren, auf denen Klangkunstwerke oder Interpretationen (die ihrerseits durchaus den Status als eigene Kunstwerke beanspruchen dürfen) gespeichert sind?⁹ Wie lassen sich (nicht nur Klang erzeugende) musikalische Ereignisse edieren, sodass sie als Gegenstände kulturwissenschaftlicher Analyse greifbar werden?¹⁰ Antworten auf diese Fragen stehen grösstenteils noch aus.

Der Sound lässt sich nicht in Noten wiedergeben

Nur ein Teil dessen, was gemeinhin als «Musik» gilt, ist an das traditionelle Medium der Schriftlichkeit gebunden, wird also zunächst mit Papier und Stift komponiert, um dann als Aufführung des Notierten zu erklingen. Grosse Teile der populären Musik, ebenso die elektroakustische Musik hingegen werden direkt im akustischen Medium «geschrieben». Sie werden von Musikerinnen und Musikern am Instrument oder im Tonstudio erfunden, in oft kollaborativen Prozessen weiterentwickelt und schliesslich in ihrer klanglichen Gestalt im elektroakustischen Medium gespeichert – also «phonographiert».

Wir schlagen hierfür den Begriff «Phonographische Musik» vor. Diese entzieht sich den traditionellen musikwissenschaftlichen Editions-methoden. Noch mehr: Editorische Methoden, welche die Existenz eines Notentextes voraussetzen, hätten eine Reduktion der musikalischen Komplexität zur Folge. Denn Aspekte des Klangs oder des Sounds, die die Kunst solcher Musik oft massgeblich ausmachen (viel mehr als etwa die Harmonik oder die Form), lassen sich in Noten nicht wiedergeben.

4 Einen Überblick zu Typen der Notenedition geben Appel/Emans (2017).

5 Emans/Krämer (2015), S. IX.

6 Digitale Musikedition nutzt hierfür das Prinzip der beschreibenden Metasprache: Da Notenzeichen im Zeichensystem ASCII (American Standard Code for Information Interchange) nicht existieren, wird ihre Bedeutung und ihr hierarchisches System beschreiben. Vgl. dazu Kepper (2011) und Iffland (2021).

7 Entsprechend regt Joachim Veit an, die digitale Edition als «Dokumentationsform» zu betrachten: Veit, Joachim: Digitale Musikedition, in: Appel/Emans (2017), S. 44–55, hier 54.

8 Vgl. Grotjahn/Iffland (2018), S. 380.

9 Vgl. Münzmay/Siegert (2019).

10 Vgl. Iffland (2020) und ders. (2021).

Wer phonographische Musik in Musikedition und -philologie integrieren und so auch eine sichere Basis für die kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit ihr schaffen möchte, muss Musikedition daher von Grund auf neu denken. Und an solchen Auseinandersetzungen besteht großes Interesse: Dokumentarische TV-Serien wie «This is Pop» (2021) oder «Watch the sound» (USA 2021) zeigen eine gesellschaftliche Neugierde an der Erkenntnis zu technischen Details und dem Zustandekommen von Sounds. Aktuelle Diskussionen kreisen etwa um Fragen und Kontroversen zum Einsatz digitaler akustikbezogener Korrektur-Werkzeuge wie *Auto-Tune* oder *Melodyne*.¹¹ Die Wirklichkeit, die sich durch das Hören einstellen mag, entspricht also unter Umständen nicht der Wirklichkeit, die im Rahmen der Produktion eines Stückes Relevanz hatte.

Die Endlosigkeit der Edition im Metatext

Getragen von den technischen Möglichkeiten des digitalen Edierens stellt sich aktuell das Projekt «EdiPhon» in Detmold der Herausforderung, technische und philologische Lösungen für die Edition phonographischer Musik zu entwickeln. Der Ansatz liegt in der technischen Trennung von Werktext und editorischer Erkenntnis. Nicht der phonographische Text – also das Audio-Objekt – selbst wird ediert, sondern ein Metatext, der lediglich die philologisch relevanten Informationen über den Text enthält. Dadurch wird auch die massive urheberrechtliche Problematik gelöst, die jeden Versuch, Audio-Objekte zu edieren, im Keim ersticken würde.

Der Metatext basiert auf der Umwandlung der zusammengehörigen Audio-Objekte (zum Beispiel Single- und Albumversion eines Stückes, Stems et cetera) in visuelle Daten (zum Beispiel Waveform oder Spektrogramm). Mittels Synchronisationspunkten lassen sich diese Audio-Objekte (sowie gegebenenfalls zugehörige Noten- und Verbaltexte) aufeinander beziehen und es werden Annotationsspuren angelegt, die während des Hörens der Audiodatei verfolgt werden können. Neben einer standardisierten Anzeige phonographie-spezifischer Metadaten können hier Hinweise auf Quellen(arten) und Abweichungen sekundengenau angebracht werden. So ist es möglich, jede vom System des Notentextes losgelöste Information editorisch zu integrieren. Diese (von einem Menschen erstellten) Metatexte sind Basis einer Editions-App, die das auf dem Computer der Endnutzer vorhandene Audio-Objekt analysiert, die Dateien via Audio-Fingerprint erkennt und sie mit dem zentral abrufbaren Metatext verknüpft. Somit hat die Endnutzerin beim Abspielen ihrer Audiodateien Zugriff auf die Informationen in den Annotationen. Zusätzlich enthält die App ein Tool, in dem Endnutzer ihre analytischen Beobachtungen notieren und den Synchronisationspunkten zuordnen können.

Résumé

La musique relève de l'auditif. Comment, dès lors, l'éditer ? Quel en est l'objet éditable, quel est le « texte » que les éditions requièrent d'ordinaire et qu'elles traitent de manière historique et critique ? Il existe une réponse traditionnelle et une réponse visionnaire à cette question : la réponse traditionnelle renvoie à une pratique éditoriale qui n'édite pas les sons, mais les partitions, c'est-à-dire les textes musicaux, les œuvres musicales qui ont été écrites – composées – sur la base du système de notation occidentale. L'édition musicale, telle qu'elle a été développée dans la discipline de la musicologie depuis le milieu du XIX^e siècle, comprend donc la musique en premier lieu non pas comme phénomène sonore, mais bien comme phénomène écrit. La réponse visionnaire, en revanche, met en évidence un manque étonnant : la musique dans sa forme sonore, combinant sons et silences, n'a encore jamais fait l'objet d'une édition scientifique !

Le projet « EdiPhon » s'inscrit dans cette brèche en expérimentant une nouvelle méthode qui étend la philologie éditoriale à la musique phonographique, sonore. L'approche repose sur la séparation technique du « texte » phonographique (c'est-à-dire de l'objet audio) et de la connaissance éditoriale. Ce n'est pas l'objet audio lui-même qui est édité, mais un métatexte qui contient toutes les informations philologiques pertinentes sur le « texte ». En dernière instance, cela rend possible une édition sans fin, dans la mesure où de nouvelles découvertes, de nouveaux modes d'écoute et de nouvelles connaissances sur ce qui a été entendu peuvent être ajoutés en permanence. Le champ de la philologie de l'édition est ainsi élargi à ce que l'on entend généralement par musique : ce qui sonne.

Adäquat zu traditionellen, gewachsenen editorischen Anforderungen soll mit «EdiPhon» die editorische Darstellung also auf die klangliche Dimension erweitert werden. In letzter Instanz wird damit auch eine *Endlosigkeit* der Edition möglich, indem neue Entdeckungen, Hörweisen und Wissen über das Gehörte stetig ergänzt werden können. Dadurch wird das Feld der Editionsphilologie auf das ausgeweitet, was gemeinhin unter Musik verstanden wird: *das Erklingende*.

11 Vgl. Provenzano (2021).

Literatur

- Appel, Bernhard R. und Emans, Reinmar (2017): Musikphilologie. Grundlagen – Methoden – Praxis, Lilienthal.
- Emans, Reinmar und Ulrich Krämer (2015): Musikeditionen im Wandel der Geschichte, Berlin.
- Grotjahn, Rebecca und Joachim Iffland (2018): Digitale Musikedition und die Wissenschaft der Populären Musik, in: Die Musikforschung 71,4, S. 379–393.
- Iffland, Joachim (2021): «Gib uns deine Mundharmonika, bitte». Digital Humanities zwischen Musiksoziologie und Musikedition. Ein Konzertereignis als Experimentierfeld, Paderborn (Dissertation).
- Iffland, Joachim (2020): Das Erkenntnispotenzial digitaler Musikedition, in: Schöch, Christof (Hg.): DHd 2020. Spielräume. Digital Humanities zwischen Modellierung und Interpretation, Paderborn, S. 288f. <https://doi.org/10.5281/zenodo.3666690>.
- Kepper, Johannes (2011): Musikedition im Zeichen neuer Medien. Historische Entwicklung und gegenwärtige Perspektiven musikalischer Gesamtausgaben, Norderstedt.
- Münzmay, Andreas und Christine Siegert (2019): Phonographischer Text, Interpretation und Aufführungsmaterial als kritisch edierbarer Sachzusammenhang. Ein Beitrag zur Theorie der Edition von Klangdokumenten, in: editio 33,1, S. 10–30.
- Provenzano, Catherine (2021): Melodyne's Nature, in: Musicology Now, online: <https://musicologynow.org/melodynes-nature/> (Zugriff 1.10.2021).
- Schmid, Manfred Hermann (2012): Notationskunde. Schrift und Komposition 900–1900, Kassel.

Links

Projekt «Edition phonographischer Musik»:
www.muwi-detmold-paderborn.de/forschung/edition-phonographischer-musik

Virtueller Forschungsverbund Edirom: www.edirom.de

Music Encoding Initiative (MEI): www.music-encoding.org

Zum Autor und zur Autorin

Joachim Iffland ist promovierter Musikwissenschaftler und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt «Digitale Edition Phonographischer Musik» am Musikwissenschaftlichen Seminar Detmold/Paderborn. Dort beschäftigt er sich seit 2014 mit der Weiterentwicklung digitaler Musikedition sowie mit der kulturwissenschaftlichen Erforschung populärer Musik.

Rebecca Grotjahn ist Professorin für Musikwissenschaft an der Universität Paderborn. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem in der Geschichte des Singens und des Lieds, und in der Edition von Popmusik. Für das Projekt «Edition phonographischer Musik» wurde sie 2020 mit dem Forschungspreis der Universität Paderborn ausgezeichnet.



Editionslandschaft Schweiz. Eine Tour d'Horizon

Heinz Nauer

Wer sich einen Überblick über Editionsprojekte in der Schweiz verschaffen will, hat es nicht einfach. Die Editionslandschaft ist fragmentiert und es müssen eine ganze Reihe von Verzeichnissen und Datenbanken konsultiert werden. Breite Einblicke geben unter anderem:

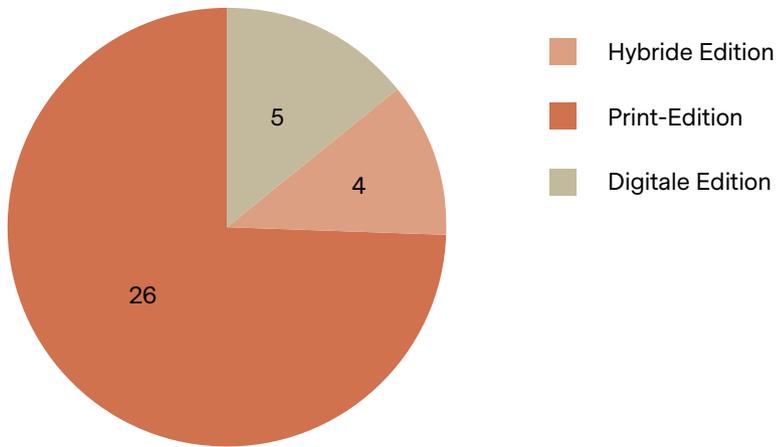
- die Forschungsdatenbank des Nationalfonds mit 36 Einträgen zu geförderten Editionen;
- das Portal «A European Gateway for the Academies of Sciences and Humanities» (Agate), das laufende und abgeschlossene Forschungsprojekte der Akademien in Deutschland und der Schweiz erfasst;
- die Editionen-Datenbank von infoclio.ch, die auf einer Umfrage von 2014 basiert und 113 historische Projekte enthält;
- die Mitgliederliste des Vereins e-editiones, der 2020 zwecks Förderung und Koordination von Entwicklungen im Open-Source-Bereich für wissenschaftliche digitale Editionen gegründet wurde;
- die Projektliste der Datenplattform «Data and Service Center for the Humanities» (DaSCH);
- die Web-Übersicht der Infrastrukturen aus dem Netzwerk der SAGW mit 12 Editionsprojekten.

Auf diesen Grundlagen – und ohne Anspruch auf Vollständigkeit – haben wir ein Verzeichnis mit 35 laufenden Editionsprojekten in der Schweiz zusammengestellt: Die Mehrheit der Projekte ist an den grossen Volluniversitäten

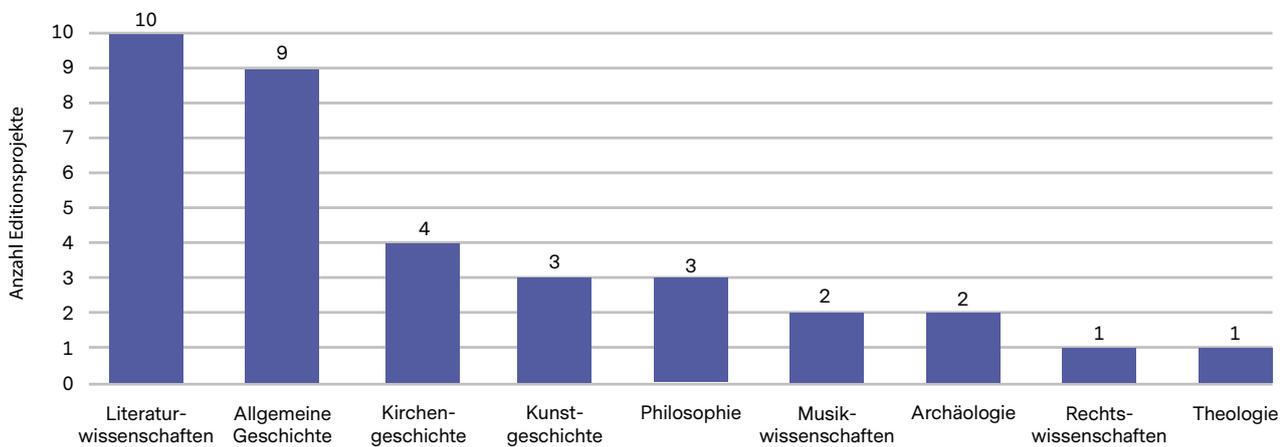
der Deutschschweiz angesiedelt (Basel 8, Zürich 7, Bern 6), eine Minderheit ist an anderen Hochschulen oder in Forschungsarchiven beheimatet oder an den Akademienverband angeschlossen.

Die Auswertung nach Form, Disziplin und Zieljahrhundert (siehe Grafiken) zeigt: Die grosse Mehrheit erscheint in hybrider Form (26); mehr als die Hälfte der Editionen lassen sich den Literaturwissenschaften (10) und der allgemeinen Geschichte (9) zuordnen, wobei viele Projekte in interdisziplinären Teams polyperspektivisch an ihren Gegenständen arbeiten und eine eindeutige Zuteilung zu einer einzelnen Disziplin oft eine Vereinfachung darstellt; die Editionen befassen sich am häufigsten mit Quellen und Texten aus dem 19. Jahrhundert (12), gefolgt vom 18. (9), 16. und 20. Jahrhundert (beide 8).

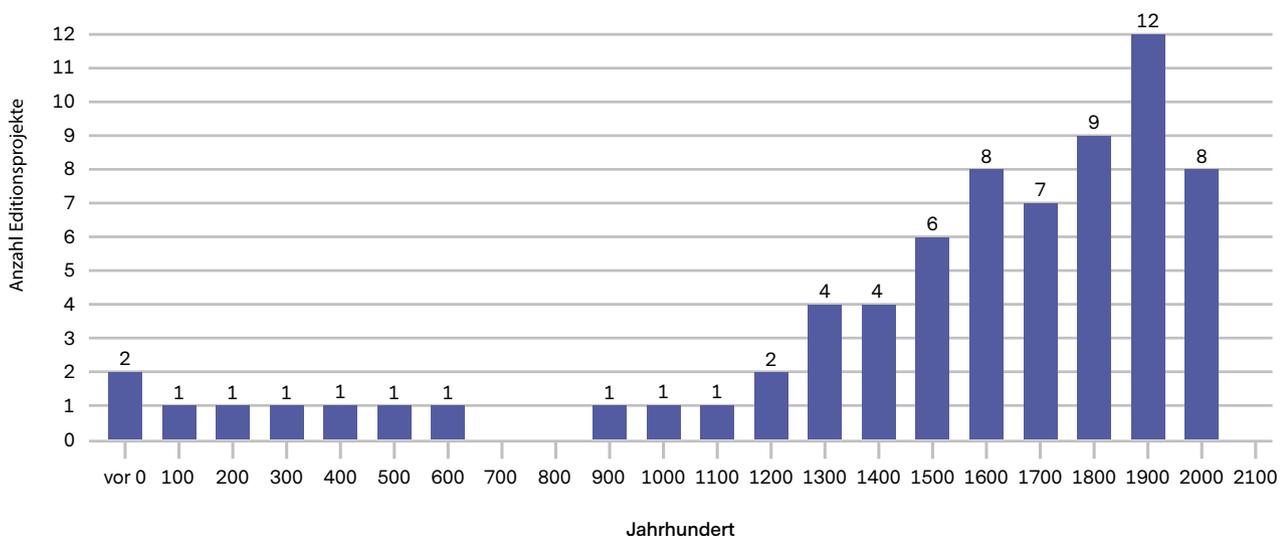
Das Verzeichnis ist auf der Website der SAGW aufgeschaltet: von A wie «Alexander von Humboldt: Sämtliche Schriften» über D wie «Diplomatische Dokumente der Schweiz» bis W wie «Wolfram von Eschenbach, Parzival. Eine neue textkritische Ausgabe».



Grafik 1: Editionsprojekte nach Form (N=35).



Grafik 2: Editionsprojekte nach Disziplin (N=35).



Grafik 3: Editionsprojekte nach Zieljahrhundert (teilweise mehrere Jahrhundert pro Edition, N=35).

8

Editionen stellen sich vor

2021 hat die SAGW vom Schweizerischen Nationalfonds die vollständige finanzielle Zuständigkeit für acht langfristige Editionen übernommen.

Alle Projekte erhielten sieben Fragen gestellt, wovon sie hier je fünf beantworten.

1

Bearbeitung des literarischen Nachlasses von Karl Barth

Laufzeit: 1971–
Arbeitsstelle: Basel
Themen: Theologie, Literatur, Zeitgeschichte
www.theologie.unibas.ch/de/karl-barth-zentrum

Mit der Gesamtausgabe der Werke des Schweizer evangelischen Theologen Karl Barth (1886–1968) werden die teils noch nicht oder nur verstreut veröffentlichten Texte der internationalen Forschung in einer kritisch kommentierten Ausgabe zugänglich gemacht.

Was findet man in Ihrer Edition?

Texte des wohl wichtigsten evangelischen Theologen des 20. Jahrhundert, versehen mit Erläuterungen zu ihrer Entstehung sowie textkritischen und kommentierenden Apparaten.

Warum ist das wichtig?

Um Barths Texte, die auch heute noch (und gerade heute wieder) aktuelle (und nicht nur) theologische Positionsbestimmungen enthalten, kontextuell zu erläutern und so heutigen Lesern verständlich zu machen. Zudem werden viele bis jetzt nur entlegen oder gar nicht veröffentlichte Texte der Forschung zugänglich gemacht, sodass sich die Quellengrundlage für die Beschäftigung mit Barth und seiner Theologie erweitert.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die Verknüpfung von wissenschaftlichem Anspruch und Lesbarkeit der Texte.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Finanzierung oder Beteiligung an einer langfristigen Infrastruktur für *Text-Code-Initiative*-Editionen via dem Verein *e-editiones* oder *Sources Online*.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen: Sie präsentiert umfangreiches, ansonsten nicht zugängliches Quellenmaterial, ist ausgesprochen sorgfältig ediert, auch digital benutzerfreundlich und vor allem nachhaltig umgesetzt.

Antworten: Georg Pfeleiderer

2

Basler Edition der Bernoulli-Briefwechsel

Laufzeit: 2007–
Arbeitsstelle: Basel
Themen: Wissenschaftsgeschichte, Briefwechsel
www.ub.unibas.ch/bernoulli

Die Edition hat die vom späten 17. bis ins späte 18. Jahrhundert über drei Generationen sich erstreckenden Briefwechsel von acht Mitgliedern der Gelehrten- und Mathematikerfamilie Bernoulli sowie dem der Familie nahestehende Mathematiker Jacob Hermann (1678–1733) mit 400 Korrespondenten zum Inhalt.

Was findet man in Ihrer Edition?

Aktuell: Metadaten von über 5400 Briefen im Basler Inventar der Bernoulli-Briefwechsel im Katalog der Universitätsbibliothek Basel und textkritisch konstituierte Texte von rund 1600 teilweise mit inhaltlichen Kommentaren versehene Briefen auf dem Bernoulli-Wiki. Künftig: eine Bernoulli-Plattform, über die auf sämtliche verfügbare Ressourcen wie Metadaten, Briefftexte, Digitalisate oder Register zugegriffen werden kann.

Warum ist das wichtig?

Die Briefwechsel der Mathematiker Bernoulli und ihres Umfelds sind ein wesentlicher Bestandteil des Netzwerks der europäischen Gelehrtenrepublik im 18. Jahrhundert.

Sie geben einen Einblick in das Schaffen der einflussreichen Basler Mathematiker und Naturforscher, die nicht nur wichtige Entdeckungen gemacht, sondern ganze Wissenschafts-

zweige aufgebaut haben, so die systematisch begründete Wahrscheinlichkeitsrechnung, die Integralrechnung oder die Hydrodynamik. Durch ihre Lehrtätigkeit haben sie über Söhne und Schüler (Leonhard Euler ist der genialste von ihnen) sowie durch ihre Briefwechsel die Leibnizsche Infinitesimalrechnung auf dem europäischen Kontinent verbreitet.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Es ist zu wünschen, dass Editionen, welche meist langjährige Projekte implizieren, nachhaltig und über längere Zeitspannen gefördert werden. Für unsere Edition ist im Besonderen zu wünschen, dass das Projekt auch über die aktuelle Förderphase von 3,5 Jahren hinaus weiter finanziell gesichert wird.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Zuverlässig, nachhaltig, interoperabel – mit Integration interaktiver Tools, statistischen und visualisierenden Auswertungen, Einsatz von Künstlicher Intelligenz bei der Transkription und dem Processing der Texte.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Unter den inhaltlich uns nahestehenden sind wir von der «Edition Humboldt Digital» an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften besonders angetan; webtechnologisch gesehen überzeugt uns die «Briefedition August Wilhelm Schlegel» durch ihre übersichtliche und intuitiv bedienbaren Nutzeroberflächen und Recherchertools sowie durch die Auslotung von Potentialen der Digital Humanities. Beide sind sorgfältig konzipiert, dokumentiert und erschlossen.

Antworten: Sulamith Gehr, Martin Kurz, Fritz Nagel

3

Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe von Jeremias Gotthelf

Laufzeit: 2008–2038
Arbeitsstelle: Forschungsstelle Jeremias Gotthelf, Bern
Themen: Literatur, Geschichte, Pädagogik, Theologie
www.gotthelf.unibe.ch

Die Edition verfolgt das Ziel, die Werke und Briefe des Lützel-
flüher Pfarrers und Volksschriftstellers Albert Bitzios alias
Jeremias Gotthelf vollständig zugänglich zu machen: Neben
der kritischen Edition sämtlicher greifbarer Handschriften
präsentiert sie auch zum ersten Mal alle zu Lebzeiten des
Dichters erschienenen Drucke in ihrem originalen Wortlaut.

Was findet man in Ihrer Edition?

Die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Brie-
fe von Jeremias Gotthelf bietet den Originalwortlaut der zu
Lebzeiten gedruckten Texte, sämtliche international ermit-
telten Handschriften der Werke und Briefe sowie eine um-
fassende Kommentierung. Die Edition erscheint in zwei For-
maten: in einer gedruckten Bibliotheksedition und in naher
Zukunft auch in einer frei zugänglichen digitalen Edition, die
in Kooperation mit der Hochschule der Künste Bern entwi-
ckelt wird und die Editionsdaten medienkonform neu inter-
pretiert.

An wen richtet sich die Edition?

Die Editionen richten sich an Leserinnen und Leser aus den
Geschichts- und Literaturwissenschaften, der Theologie und
Pädagogik. Die digitale Edition öffnet sich auch für ein brei-
teres Publikum und für den schulischen Gebrauch.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die historisch-kritische Edition folgt einem doppelten Be-
griff der Textgenese. Darunter wird einerseits die Analyse
der materiell überlieferten Arbeit am Text verstanden, ande-
rerseits die historische Erkundung der *Ermöglichungsbedin-*
gungen des literarischen und amtsbezogenen Schreibens.
Die Kontexte in der politisch und mediengeschichtlich wich-
tigen Erprobungsphase der modernen Schweiz sind wichtig
für die Textentstehung. Daher setzt die Edition sowohl auf
philologische Genauigkeit als auch auf eine kontextualisie-
rende Kommentierung.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Erstens, Trennung von Daten und variablen Datendarbietun-
gen auf diversen *Devices*. Zweitens, dynamische Berücksich-
tigung differenzierter Nutzungsszenarien. Drittens, Stärkung
der philologischen Orientierung an Modellen der textgene-
tischen Analyse.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Digitale Editionen mit Vorbildcharakter für künftige Entwick-
lungen, unter anderen «Arthur Schnitzler digital», «Carl-Maria
von Weber Gesamtausgabe», «Alfred Escher-Briefedition»,
«*The William Blake Archive*».

Antworten: Christian von Zimmermann

4

Mittelalterliche und frühneuzeitliche Handschriften

Laufzeit: 1989-
Themen: Handschriften, Mittelalter, Frühe Neuzeit
www.codices.ch

Das Kuratorium «Katalogisierung der mittelalterlichen und
frühneuzeitlichen Handschriften der Schweiz» unterstützt die
kleinen und mittelgrossen Bibliotheken bei der Erfassung und
Katalogisierung von Handschriften.

Was findet man in Ihrer Edition?

Unser Projekt produziert keine Editionen im engeren Sinn,
sondern erschliesst den Bestand an mittelalterlichen Hand-
schriften, die sich in kleinen und mittelgrossen Institutionen
der Schweiz befinden, durch detaillierte Beschreibungen. In
unseren reich illustrierten Einleitungen wird die Geschichte
der Sammlungen dargestellt. Die Beschreibungen der einzel-
nen Handschriften folgen dem in den 1960er-Jahren von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft entwickelten Schema
für die sogenannte Tiefenerschliessung. Behandelt werden
die drei Bereiche «Geschichte», «Inhalt» und «Äusseres der
Handschrift». Dazu kommt eine Übersicht über die bisherige
Forschung zur Handschrift.

Warum ist das wichtig?

Die fachgerechte Erschliessung der Handschriften bildet eine der wichtigsten Grundlagen für die Arbeit der Mittelforschung in all ihren Aspekten. In diesen Handschriften sind die Texte und Bilder überliefert, auf denen Forschung aller Fachrichtungen beruht: der Theologie, der Rechtsgeschichte, der Medizingeschichte, der Kunstgeschichte, der Geschichte sowie der diversen philologischen Disziplinen. Die Tiefenerschliessung kann selber schon zu wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritten durch Neufunde, Neuentdeckungen und Neubewertungen beitragen. Gut erschlossene und zugängliche Handschriftenbestände regen aber vor allem die weitere wissenschaftliche Erforschung an. Und sie erleichtern die darauf aufbauende wissenschaftliche Arbeit mit den Handschriften. Dies ist heute, da eine solide Ausbildung in den historischen Hilfswissenschaften keine Selbstverständlichkeit mehr ist, von grösserer Bedeutung als je.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Die Digitalisierung hat die editorischen Möglichkeiten enorm erweitert. Einerseits haben wir viel mehr Darstellungs- und Verknüpfungsmöglichkeiten, andererseits sind die Informationen – im Vergleich mit den grossen gedruckten historisch-kritischen Ausgaben, die man fast nur in Bibliotheken findet – in Open Access einem grösseren Publikum einfacher zugänglich. Dies sind Chancen, die auch genutzt werden sollen. Die Gefahr ist, dass die Editionen immer aufwendiger und spezialisierter werden und trotz verbesserter Zugänglichkeit dadurch ein immer kleineres Publikum finden. Ich erachte es deshalb als wichtig, alle Editionen weiterhin auch gedruckt zu publizieren – allenfalls in «abgespeckter» Version.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Mit Vergnügen und Gewinn benutze ich zum Beispiel die Grosse kommentierte Frankfurter Ausgabe der Werke Thomas Manns. Sie hat die goldene Mitte zwischen detaillierter Erschliessung und guter Lesbarkeit gefunden, ist nicht zu teuer und typografisch schön gestaltet.

Antworten: Ueli Dill

5

Johann Caspar Lavater: Historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel

Laufzeit: 2017–2028

Arbeitsstelle: Deutsches Seminar der Universität Zürich

Themen: Aufklärung, Theologie, Philosophie, Pädagogik

<https://lavater.com>

Das Forschungsprojekt «Johann Caspar Lavater: Historisch-kritische Edition ausgewählter Briefwechsel» erfasst die umfangreiche Korrespondenz des Zürcher Theologen und Philosophen für das Verständnis zentraler Diskurse der Kultur- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Was findet man in Ihrer Edition?

Auf der Grundlage der vollständigen Digitalisierung und Erschliessung der über 23 000 Briefe von und an Johann Caspar Lavater wird dessen Netzwerk aufgezeigt und eine gezielte Auswahl der Briefwechsel historisch-kritisch ediert.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die digitale Edition ist in ihrer dualen Anlage (Netzwerkstruktur/Edition) völlig neuartig: Neben dem Aufzeigen der Netzwerkstruktur durch innovative Verfahren ist der Briefwechsel über eine dreispaltige Ansicht «Digitalisat», «Transkription» und «Stellenkommentierung» sowie «Beilagen» und «Register» einsehbar.

Der überlieferte Briefbestand bietet reiches Quellenmaterial für die Auseinandersetzung mit dem Leben und Werk Lavaters, gibt darüber hinaus aber auch Auskunft über gelehrte Kommunikationsnetzwerke, über Veränderungen der Brief- und Wissenskultur sowie über Phänomene des intellektuellen Kulturaustausches im 18. Jahrhundert.

Als *Born-Digital*-Edition wird im Projekt im Verbund mit Partnerinstitutionen ein internationales Korrespondentennetzwerk als Gefüge präsentiert und abgebildet. Die einzelnen Elemente der Edition lassen sich jederzeit ergänzen, korrigieren und interdisziplinär verbinden.

Was müssen Sie in Ihrem Projekt noch verbessern?

Was die Nachhaltigkeit anbelangt, so sind die Strukturen zwar bereits fundiert gelegt, doch muss noch gesichert sein, dass über das Projektende hinaus das Frontend für die Forschung sichtbar bleibt.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Es wäre sehr wünschenswert, wenn die Strukturen für Editionsprojekte, was die Nachhaltigkeit der Daten anbelangt, nicht aus den Editionsprojekten heraus erarbeitet werden müsste, sondern über die Förderinstitutionen geleistet werden könnte. Wichtig wäre dabei auch, dass nach Abschluss des Projektes nicht nur die Daten in einer Institution gehostet werden, sondern über Fördergelder für diese Institution auch das Frontend der Edition nachhaltig gepflegt wird.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die «Sulzer-Brief-Edition»: Sie zeichnet sich durch eine äusserst fundierte Forschung zu Johann Georg Sulzer aus, kombiniert mit dem Anspruch, dessen Vernetzung innerhalb der Gelehrten des 18. Jahrhunderts über Quellendokumente aufzuzeigen. Sie erscheint hybrid als Printedition und als digitale Edition mit dem Anspruch, der Forschung zur Verfügung zu stehen und diese zugleich zu prägen.

*Antworten: Ursula Caflisch-Schnetzler,
Davide Giurato*

6

Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen online

Laufzeit: 1898–
Arbeitsstelle: ganze Schweiz
Themen: Recht, Geschichte
www.ssrq-sds-fds.ch

Die Rechtsquellenstiftung des Schweizerischen Juristenvereins sammelt und publiziert seit 1898 im Gebiet der heutigen Schweiz entstandene Rechtsquellen. Ediert wird Quellenmaterial vom Mittelalter bis zum Ende der Alten Eidgenossenschaft 1798.

Was findet man in Ihrer Edition?

Die «Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen online» enthält nicht nur klassische Rechtsquellen wie Stadt- und Landrechte oder Gerichtssatzungen, sondern auch wichtige Verträge, bedeutende Gerichtsurteile und Auszüge aus Ratsprotokollen mit Verordnungen zu allen erdenklichen Herausforderungen des sozialen Zusammenlebens.

Warum ist das wichtig und an wen richtet sich die Edition?

Die Zielgruppe ist breit definiert, da komplexe historische Dokumente möglichst vielen Menschen international frei zugänglich gemacht werden sollen. Die Edition richtet sich nicht nur an Forschende verschiedener Disziplinen wie der Rechtswissenschaften, der Geschichte oder den Sprachwissenschaften, sondern ebenso an ein breites Publikum.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Die Sammlung spiegelt die Rechtsentwicklung im Gebiet der heutigen Schweiz über mehrere Jahrhunderte wider und schafft neben faktischen Erkenntnissen auch Raum für neue Betrachtungs- und Interpretationsweisen. Die digitale Bereitstellung des Materials und die Verlinkung mit den Datenbanken (Begriffe, Orte, Personen, Familien, Organisationen) bieten Forschenden wertvolle Hilfestellungen, um die Informationsdichte der Editionen auszuwerten.

Die Sammlung ist eine offene Türe zur Alltagsgeschichte unserer Vorfahren. Weiter gibt sie Einblicke in die Organisation und Arbeitsweise der früheren Verwaltung und Gerichte, in das politische System sowie in die damaligen Machtverhältnisse.

Sie haben einen Wunsch frei an die Förderpolitik. Wie lautet er?

Wir wünschen uns eine langfristige Förderung inklusive der digitalen Infrastruktur.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

«HallerNet» und die «Alfred-Escher-Briefedition»: Diese digitalen Editionen erlauben zahlreiche innovative Zugänge zum Quellenmaterial.

Antworten: Pascale Sutter

7

Kritische Robert Walser-Ausgabe

Laufzeit: 2007–2032
Arbeitsstelle: Basel, Zürich
Themen: Literatur
<https://kritische-walser-ausgabe.ch>

Die Kritische Robert Walser-Ausgabe bietet als gedruckte und als elektronische Edition erstmals die vollständige Überlieferung von Walsers Werk als handschriftlicher Entwurf, Reinschriftmanuskript, Einzeldruck oder Buchausgabe.

Warum braucht es eine Kritische Robert Walser-Ausgabe?

Robert Walsers Werk zeichnet sich durch seine weit zerstreuten Publikationen und deren komplexe Bezüglichkeiten aus. Die Sicherung der Überlieferung und die Dokumentation der Historizität der Texte, ihrer Publikationskontexte, ihrer Varianz und ihrer poetischen Dynamik ermöglichen neue Zugänge, Lektüren und Forschungsfragen und sind für das Verständnis von Walsers Dichtung grundlegend.

An wen richtet sich die Edition?

Sie erfüllt alle wissenschaftlichen Anforderungen an eine kritische Ausgabe und ist zugleich als Leseausgabe angelegt.

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Ein auszeichnendes Merkmal ist die Aufmerksamkeit für die Medialität und die Kontextualität der Überlieferung. Für Walsers Poetik ist das Schreiben und die Schrift von grundlegender Bedeutung. Daher werden die Handschriften durch die Kombination der Faksimiles mit den Umschriften zum Gegenstand der Edition gemacht.

Parallel dazu liegt ein Grundgedanke der Edition in der Dokumentation des Veröffentlichungszusammenhanges für die publizistisch weit gestreuten Einzelveröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften. Auf diese Kontexte hat Walser in seinen Texten vielfach reagiert und sie waren für die Rezeption seines Werkes bestimmend.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Genau, zugänglich, kritisch.

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die Ausgabe «Der späte Nietzsche. Manuskriptedition des Nachlasses 1885–1889» (KGW IX) beantwortet definitiv und vorbildlich die Frage nach Nietzsches jahrzehntelang umstrittenem «Nachlass der 1880er-Jahre», indem sie bis ins kleinste Detail erfahrbar macht, in welchem Zustand Nietzsches Spätwerk tatsächlich erhalten ist.

Die Edition ist auch darin vorbildlich, dass sie einerseits die bestehende, in den 1960er-Jahren konzipierte Nietzsche-Edition von Giorgio Colli und Mazzino Montinari vervollständigt, andererseits aber die neuere Entwicklung der Editionswissenschaft in Theorie und Praxis berücksichtigt und für die eigene philologische Arbeit nutzt.

Antworten: Christian Walt

8

Anton Webern Gesamtausgabe

Laufzeit: 2006-
Arbeitsstelle: Basel, Wien
Themen: Musik
www.anton-webern.ch

Die Anton Webern Gesamtausgabe ist eine historisch-kritische Edition, die das gesamte kompositorische Schaffen des österreichischen Komponisten und Dirigenten Anton Webern (1883–1945) der Öffentlichkeit in wissenschaftlich angemessener und der musikalischen Praxis dienender Form zugänglich machen will.

Was findet man in Ihrer Edition?

Die Edition umfasst das gesamte Schaffen von Anton Webern: sowohl die von ihm selbst zum Druck beförderten Werke als auch deren unpublizierte Fassungen, zu Lebzeiten unveröffentlichte Kompositionen, Jugend- und Studienkompositionen sowie Fragmente, Skizzen und Bearbeitungen. Als hybride

Edition verbindet sie gedruckte, bei der Universal Edition in Wien verlegte Notenbände (Print-Edition) mit digital verknüpften und in Open Access zugänglichen Notentexten und Kontextmaterialien (Online-Edition).

Was zeichnet Ihre Edition besonders aus?

Sie berücksichtigt die unterschiedlichen Nutzungsinteressen aus Wissenschaft und Musikpraxis an einer Notenedition durch eine Trennung in drei verschiedene Editionsformen (Werk-, Text- und Skizzenedition). Die online präsentierten Anteile basieren dabei auf der erstmalig umfänglichen Anwendung von semantischen Modellen, die wiederum auf einem Resource Description Framework (RDF/Linked Data) für eine wissenschaftliche Musikedition basieren.

Was müssen Sie in Ihrem Projekt noch verbessern?

In einer Hybrid-Edition stellt die Abstimmung zwischen den beteiligten Medien in inhaltlicher und organisatorischer Hinsicht eine besondere Herausforderung dar. An der Verbesserung der notwendigen Koordinierung arbeiten wir auch mit unseren Kooperationspartnern gezielt.

In drei Stichworten: Wie sieht die Edition der Zukunft aus?

Begehrbar (Virtual Reality), selbstlernend (Artificial Intelligence), semantisch verknüpft (Linked Data).

Welche Edition (ausser der eigenen) finden Sie besonders gut und warum?

Die «editorisch konstituierten Zettelkomplexe» von Niklas Luhmann (niklas-luhmann-archiv.de) stellen mit ihren Verknüpfungs-, Such- und Darstellungsmöglichkeiten eine beeindruckende und überaus anregende digitale Edition von Material dar, das mit herkömmlichen Editionswerkzeugen schwer zu fassen wäre.

Antworten: Matthias Schmidt



Eine Welt voller Geschichten

Editionen mittelalterlicher Exempel-Sammlungen

Julia Burkhardt

Im Mittelalter entstanden zahlreiche Exempel-Sammlungen für Unterricht und Predigt. Ihre narrative Vielfalt war beliebt und so wurden sie in unterschiedlicher Form immer wieder abgeschrieben. Diese komplexe Überlieferung fordert Editorinnen und Editoren heraus: Wie gehen wir methodisch mit der Menge und Varianz solcher Texte um? Welche Präsentationsform erlaubt einen systematischen und zugleich übersichtlichen Zugriff? Exempel-Sammlungen regen dazu an, über Herausforderungen und Potenziale moderner Editionen nachzudenken.

Storytelling erfreut sich in unserer Zeit beträchtlicher Beliebtheit: Mittels kleiner, lebendiger Geschichten lassen sich Wissensbestände eingängig darlegen und so die Aufmerksamkeit von Rezipientinnen und Rezipienten steigern. Im Mittelalter war das nicht anders: Seit dem 13. Jahrhundert erlebte die Textgattung der Exempel eine Hochkonjunktur. Exempel (lateinisch *exempla*) waren kurze Geschichten, die mittels eines verständlichen Beispiels eine moralische Aussage übermitteln und zugleich einen Handlungsimpuls geben wollten. Nutzen und erzählerischer Reiz von Exempeln waren zwar schon seit der Antike bekannt, doch im 13. Jahrhundert entdeckte man ihre narrativ-didaktische Attraktivität neu: Prägnant, einprägsam und vor allem lebensnah konnten Exempel religiöses Wissen und Normen über den menschlichen Alltag und Wunderglauben vermitteln – beispielsweise in der Predigt oder der Ausbildung in einem Kloster. Von dieser Popularität kündeten zahlreiche Exempel-Sammlungen aus dem hohen und späten Mittelalter: Sie schufen eine *Welt voller Geschichten*.

Anders als es das Wort «Exempel-Sammlung» vermuten lässt, verfassten Autoren und Kompilatoren aber nicht immer neue Exempel und reihten sie aneinander; vielmehr trugen sie Neues und Bekanntes zusammen, rekombinierten den Erzählbestand und fügten ihn in übergeordnete Ordnungskonzepte ein. Bei Leserinnen und Lesern sowie Zuhörerinnen und Zuhörern kam das gut an: So wurden zahlreiche Exempel-Sammlungen noch in den Jahrhunderten nach ihrer Entstehung kopiert und verbreitet – entweder vollständig (wobei durchaus in den Sammlungsumfang oder die Reihenfolge der Geschichten eingegriffen wurde) oder mit Blick auf den Reiz der kurzen Geschichten auch nur auszugsweise.

Diese komplexe Überlieferung stellt moderne Editorinnen und Editoren vor nicht unerhebliche Herausforderungen: Wie ist mit der Menge und Varianz breit überlieferter Texte methodisch umzugehen? Wie sind Unterschiede in Bezug auf Länge und Reihenfolge einzelner Geschichten zu behandeln und inwiefern werden spätere Ergänzungen berücksichtigt? Welche Präsentationsform ist geeignet, um heutigen Nutzerinnen und Nutzern einen systematischen Zugriff auf diese Texte zu ermöglichen?

Solchen Fragen widmet sich ein Teilprojekt des Akademievorhabens «Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle» an der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, das Exempel-Sammlungen aus dem 13. Jahrhundert ediert.¹ Anhand zweier Projekte aus diesem Arbeitsprogramm – dem

1 Das Projekt wird im Rahmen des deutschen Akademienprogramms gefördert. Weitere Informationen unter: www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/kloester-im-hochmittelalter.



Dum in
pud xpm
in unitate
ecclesie fi
deles habet
et hinc o
bedire sa

tagit tunc regi. Sub h
rege oes particulares et
clesie. prelatos habet tan
q reges. qui utiq in cle
vo misterio fidei ducant.
Qualis at prelat⁹ esse
debeat. in pmo omi tex
tus ostendit. ¶ Expre
latus debet esse bone vi
re et bone fame. ¶ Capi

Ringit apu mel
lei coloris e. et
electo flore et
et oi copia factus. Qd
in melle nisi mox sine
vitis: et qd in flore nisi
fame redolentia designa
tur. ¶ Cntu aute ad se.
bona consuetudine necesse
e habere platu. qntu vo ad
proximu bona famam.
Vnde vernassim⁹ pater
augustin⁹. Consuetudine tibi.
fama at proximo tuo ne
cessaria est. Sed ut sene
ca diat. pleriq fama. co
suetudine pauca verentur.
Et tales utiq metu per
care cessat. non innocen
a. Cnta demencia est

vereri ne infamens ab in
famibus. Qd nra refert
an fuisse isti. an deorsu s
nent. Sapiens cogitat
semp. qualis vita no qn
ta sit. No eni vne bonu
est. si bene vne. Non ut
placeas viuas. s qis sis
studeas. Magnu est nol
le laudari. et ee laudabile.
Gaudiu veru nisi sapie
ti attingit. qd est ai suis bo
nis versiq fidentis. Cogi
ta ergo huc esse sapie
effectu gaudiu qlitate. et
hoc e gaudiu asietate bo
ne. Vmptm necesse e ad
aliena virtute exercenda.
exerceri quelibz et suu. et
tale sua instruat ut puo
ret aliena. Ipse saluti nre
pnceps ihesus. suis precepit
dicere. Sic luceat opa vra
bona cora hoibus. ut glo
rificeat patre vrm qui in
celis e. Et hoc qde intus
necesse est. ut resuluca lu
ris. sedo foras ad proximos
deferat. Hoc etia paulus
apulus ad romanos scribit
dicens. Proudertes bona
no tm cora deo in scia.
veru etia cora omib⁹ ho
minib⁹. Notandu aut q
textus diat. ex electo fide.
Ex redolentia eni bone fa
me platus eligi debet. no
sapim intrude. quia nemo

Eine reich illustrierte Seite aus dem «Bienenbuch» von Thomas von Cantimpré, um 1460 (Düsseldorfer Handschrift aus der Universitäts- und Landesbibliothek, cod. B 139, fol. 5v.).

«Bienenbuch» (*Bonum universale de apibus*) des Dominikans Thomas von Cantimpré² und den «Wunderbüchern» (*Libri VIII miraculorum*) des Zisterziensers Caesarius von Heisterbach³ – lassen sich Herausforderungen und Potenziale bei Editionen klösterlicher Exempel-Sammlungen exemplarisch aufzeigen.

Von Bienen lernen

Umfang und Überlieferung des um 1250 entstandenen, lateinischsprachigen «Bienenbuchs» legen gleich mehrere methodische Aufgaben offen: Das rund 500 Seiten starke «Bienenbuch» wurde zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert in weiten Teilen Europas über einhundertmal handschriftlich kopiert, in mindestens 100 weiteren Auszügen verbreitet sowie in Volkssprachen übersetzt – es war also gewissermassen ein *Bestseller* des Mittelalters. Zwei wesentliche Gründe, warum das Werk in den zwei Jahrhunderten nach seiner Abfassung auf ganz unterschiedlichen Arten rezipiert und verbreitet wurde, bestehen in der thematischen Breite und Vielschichtigkeit: Das «Bienenbuch» ist eine umfassende Exempel-Sammlung, die Funktionsmechanismen sozialer Gemeinschaften am Beispiel der Bienenmetapher in etlichen kleinen Erzählungen über den Alltag darlegt – dezidiert konzipierte der Autor sie als Handbuch mit Predigtmaterial. Thematisch im Mittelpunkt steht das rechte Verhältnis von Vorgesetzten (*prelati*) und Untergebenen (*subditi*). Dem Bienenvorbild entsprechend ist das gesamte Werk in zwei Bücher unterteilt: Die in den König (*rex apum*, Buch 1) und sein Volk (*populus*, Buch 2) gegliederte Bienengemeinschaft steht sinnbildlich für die Gemeinschaft aller Gläubigen. Jedes Kapitel wird mit einer naturkundlichen Beobachtung zu Organisation, Eigenschaften oder Verhaltensweisen von Bienen eröffnet; darauf folgt eine Kombination aus Exempeln, Heiligenerzählungen, Bibel- und Kirchenväterzitate. Wenn Thomas von Cantimpré beispielsweise die Stachellosigkeit des Königs beschrieb, war das ein Plädoyer für die Mildtätigkeit von Vorgesetzten und wurde passend mit einem Exempel über einen Bischof garniert, der nach seinem Tod Busse für zu grosse Strenge leisten musste.

Dem didaktischen Anspruch entsprechend sind die behandelten Themen zugänglich aufbereitet und in lebensnahen Situationen verortet. Und tatsächlich belegen Nutzungs- und Gebrauchsspuren in den jeweiligen Handschriften – wie zum Beispiel Randbemerkungen, Kapitelverzeichnisse oder Themenregister –, dass das Werk als Nachschlagewerk und Materialkompendium genutzt wurde.

Résumé

Le storytelling jouit d'une popularité considérable à notre époque : grâce à des histoires courtes et percutantes, les connaissances peuvent être présentées de manière accrocheuse et éveiller ainsi l'attention des destinataires. Il n'en allait pas autrement au Moyen Âge : dès le XIII^e siècle, le genre textuel de l'exemplum, une historiette destinée à donner un modèle de comportement ou de morale, était en vogue.

La transmission des exempla est complexe et pose aux éditeurs et éditrices modernes des défis non négligeables. Ils offrent matière à réflexion autour des enjeux et des potentiels de l'édition contemporaine : comment agir méthod(olog)iquement face à la quantité et à la variance de ces textes largement transmis ? Comment traiter les différences de longueur et d'ordre des récits et dans quelle mesure les ajouts ultérieurs sont-ils à prendre en compte ? Quelle forme de présentation convient pour permettre aux utilisateurs et utilisatrices d'aujourd'hui d'accéder systématiquement à ces textes ?

*Cet article traite des défis et des potentiels des collections médiévales d'exempla sur la base de deux projets d'édition du programme des Académies allemandes : le Bienenbuch (*Bonum universale de apibus*) du dominicain Thomas de Cantimpré et les Acht Wunderbüchern (*Libri VIII miraculorum*) du cistercien Césaire de Heisterbach.*

Bezeichnenderweise wurde der Text trotz seiner Länge und inhaltlichen Vielfalt beim Abschreiben in seinem Kernbestand nicht wesentlich verändert; lediglich an einigen Stellen sind Abweichungen in Bezug auf die Reihenfolge der *exempla* festzustellen – mutmasslich eine Folge späterer Bearbeitungen. Ausgehend von diesem Befund musste ein Editions-konzept etabliert werden, das sowohl dem Textgehalt als auch der quantitativ, chronologisch und regional so komplexen Überlieferung angemessen war.

Um die grosse Menge der lateinischen Handschriften zu ordnen, zu klassifizieren und eine Auswahl für die Edition zu treffen, wurden philologische und automatisierte Methoden kombiniert. Mittels einer computerbasierten stemmatologischen Untersuchung in Form eines mehrstufigen Textanalyseprozesses konnten für ausgewählte Passagen Ähnlichkeiten in Textstrukturen erkannt und graphisch abgebildet werden.⁴ Auf diese Weise liessen sich Abhängigkeiten

2 Die Edition wurde 2020 abgeschlossen: Burkhardt (2020).

3 Verantwortlich für die Edition zeichnen Julia Burkhardt und Isabel Kimpel. Informationen zum laufenden Editionsprojekt «Libri VIII miraculorum» hier: <https://www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/kloester-im-hochmittelalter/die-forschungsstelle>

4 Die technische Umsetzung dieser Analyse erfolgte am Mittel-lateinischen Seminar der Universität Zürich. Für einen Überblick siehe die Beiträge in Roelli (2020).

und mögliche Vorlagennutzungen erkennen. Die historische Verortung der einzelnen Kopien erlaubte es schliesslich, Motive, Beweggründe und Kommunikationswege des Austauschs von Codices nachzuvollziehen. Methodisch standen folglich Material- und Überlieferungsgeschichte der einzelnen Codices im Zentrum: Durch die Analyse ihres Materials, ihrer Gestaltung oder möglicher Nutzungsspuren konnten Rückschlüsse auf den jeweiligen Entstehungskontext oder die Wanderungen einer Handschrift gezogen werden. Die Wirkungsgeschichte des «Bienenbuchs» wurde somit aus seinen Überlieferungsträgern herausgefiltert.

Mit diesem Verfahren wurden fünf Handschriften ermittelt, die in zeitlicher (13.–15. Jahrhundert) und geographischer Divergenz wichtige Überlieferungsgruppen des Textes repräsentieren. Jede Handschrift steht stellvertretend für eine bestimmte Lesart in Bezug auf Textumfang, Textstruktur und regionale Überlieferungen; Vollständigkeit ist dabei nicht angestrebt. Vielmehr bekommen moderne Nutzerinnen und Nutzer auf diese Weise einen Eindruck vom zeitgenössischen Umgang ebenso wie von späteren Bearbeitungen des Textes; eine deutsche Übersetzung erleichtert den Zugang zu diesem umfassenden Text. Damit wird ein Editionsmodell vorgeschlagen, das auch für andere Texte mit ähnlicher Überlieferungs- und Rezeptionsgeschichte anwendbar sein könnte.

Für die Publikation wurde eine klassische Print-Version gewählt. Dem Konzept der Publikationsreihe «Klöster als Innovationslabore» entsprechend wird die Printausgabe nach einer zweijährigen Frist jedoch frei zugänglich online zur Verfügung gestellt (Open Access).⁵ Zur Gewährleistung einer nachhaltigen Nutzung ist die Publikationsreihe auf der Website der Universitätsbibliothek Heidelberg gehostet. Interessierte können Editionen hier vollumfänglich als PDF herunterladen, wodurch sich die Benutzerfreundlichkeit gerade im Blick auf automatische Suchläufe zu Inhalten oder semantischen Spezifika erhöht.

Die «Acht Wunderbücher» des Caesarius von Heisterbach

Für die Neuedition der *Libri VIII miraculorum* (circa 1225/26) des Caesarius von Heisterbach wurden diese Überlegungen zur digitalen Verfügbarkeit, Nachhaltigkeit und Benutzerfreundlichkeit weiterentwickelt. Das hat mit dem Charakter und der Überlieferung der «Wunderbücher» zu tun. Ihr Autor, der Zisterzienser Caesarius von Heisterbach (um 1180 bis nach 1240), ist in Forschung und breiterer Öffentlichkeit vor allem als Autor des *Dialogus miraculorum* bekannt, während die zweite Exempel-Sammlung aus seiner Feder, die «Acht Wunderbücher», trotz moderner Ausgaben weniger Beachtung gefunden hat. Ihr reichhalti-

ger Erzählfundus macht die *Libri VIII miraculorum* jedoch zu einer bemerkenswerten Quelle für die politische, kulturelle und religiöse Geschichte des 13. Jahrhunderts: Am Beispiel unterschiedlicher Figuren aus dem Rheinland und angrenzenden Regionen werden mittels alltäglicher Wundergeschichten theologische Kernthemen wie Beichte und Laster, Marienfrömmigkeit oder Teufel und Dämonen behandelt. Auf diese Weise sollte die richtige christliche Lebensweise an die Gläubigen herangetragen werden und bei ihnen zur Anwendung kommen.

Von den ursprünglich geplanten acht *Libri miraculorum* sind heute nur die ersten beiden Wunderbücher erhalten. Sie enthalten in lateinischer Sprache 87 Kapitel mit Exempeln und Wundergeschichten zur theologischen Unterweisung. Fünf Handschriften aus dem 14. und 15. Jahrhundert überliefern den Text in mehr oder weniger vollständiger Fassung; mindestens sechzehn weitere Handschriften enthalten kürzere oder längere Exzerpte. In Bezug auf Umfang und Gliederung sind markante Unterschiede zu erkennen: So überliefern einige Handschriften eine Unterteilung in zwei, andere in drei Bücher. Dieser Umstand ist vermutlich auf spätere Kompilatoren zurückzuführen – immerhin liessen sich thematisch passende Geschichten auch in späterer Zeit noch ergänzen, an anderer Stelle in den Text einfügen oder sogar ganz weglassen.

Die mittelalterliche Nutzung des Textes als Fundus für Rekombinationen und Neuerzählungen wirft für die Gestaltung der Edition verschiedene Fragen auf: So sind unterschiedliche Textstufen zu ermitteln, vor ihrem zeitlichen Hintergrund zu erläutern sowie potentielle Nutzerinnen und Nutzer bzw. Rezipientinnen und Rezipienten mit ihren spezifischen Interessen zu untersuchen. Weitere Besonderheiten sind zu berücksichtigen: Die Handschriften der *Libri miraculorum* entstanden mehrheitlich entlang des Rheins oder in dessen weiterem Umland. Auch in inhaltlicher und narrativer Hinsicht fokussiert der Text auf Personen und Institutionen in dieser Region und ist somit ein Spiegel von Caesarius' biographischem Radius. Offenbar machten die Zugänglichkeit, Authentizität und Lebensnähe den Text für zeitgenössische Rezipienten und Rezipientinnen besonders attraktiv. Auch das Layout der Handschriften spricht für eine kontinuierliche Nutzung der *Libri miraculorum*; es ist indes zu vermuten, dass sie nicht unbedingt als Gesamtkomposition, sondern vorzugsweise in Exzerpten konsultiert wurden – beispielsweise als Handbuch bei der Vorbereitung von Predigten.

Um diese überlieferungsgeschichtliche sowie textimmanente Dynamik darstellen zu können, soll die Neuauflage der *Libri miraculorum* hybrid veröffentlicht werden. Geplant ist zum einen eine Printausgabe, die den lateinischen Text in kritischer Edition, einen ausführlichen Sachkommentar sowie erstmals eine deutsche Übersetzung enthält. Zum anderen soll flankierend eine Online-Fassung publiziert werden, die durch zusätzliche Angebote (zum Beispiel dynamisierte Karten, Verlinkungen zu Online-Portalen, Darstellung unterschiedlicher Fassungen) gegenüber der Printfassung einen Mehrwert bieten wird.

5 Die Reihe erscheint bei Schnell & Steiner (Regensburg). Vier Bände stehen bereits in Open Access zur Verfügung: <https://digi.hadw-bw.de/view/kai>

Die Hybrid-Form gewährleistet so die Berücksichtigung nutzerspezifischer Bedürfnisse; gleichzeitig soll die Erweiterung der Online- gegenüber der Print-Fassung das Potenzial digitaler Präsentationsformen für geisteswissenschaftliche Themen und Medien offenlegen.

Mittelalterliche Exempel lesbar machen

Ziel ist es, heutige Nutzerinnen und Nutzer mit der Zugänglichkeit und Dynamik mittelalterlicher Exempel-Sammlungen vertraut zu machen und ihnen so eine *Welt voller Geschichten* in moderner Form zu erschliessen.

●

Literatur

- Burkhardt, Julia (2020): Von Bienen lernen. Das Bonum universale de apibus des Thomas von Cantimpré als Gemeinschaftsentwurf (Analyse, Edition, Übersetzung Kommentar), Regensburg.
- Klöster als Innovationslabore. Studien und Texte: Publikationsreihe des Interakademischen Forschungsprojektes «Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle» der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig (2014–), Regensburg.
<https://doi.org/10.11588/diglit.31470>
- Roelli, Philipp (2020): Handbook of Stemmatology: History, Methodology, Digital Approaches (De Gruyter Reference), Berlin.
<https://doi.org/10.1515/9783110684384>

Links

Forschungsprojekt «Klöster im Hochmittelalter. Innovationslabore europäischer Lebensentwürfe und Ordnungsmodelle»: <https://digi.hadw-bw.de/view/kai>

Informationen zum laufenden Editionsprojekt «*Libri VIII miraculorum*»: www.hadw-bw.de/forschung/forschungsstelle/kloester-im-hochmittelalter/die-forschungsstelle

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5639739>

Zur Autorin

Julia Burkhardt ist Professorin für Geschichte des Mittelalters an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem Kultur- und Geschlechtergeschichte des Politischen, die Wirkmacht religiöser Gemeinschaften sowie Überlieferung und Edition von Exempel-Texten im Mittelalter. Sie ist wissenschaftliche Leiterin des Teilprojekts B.1. im Akademievorhaben «Klöster als Innovationslabore».



Edieren ohne Ende?

Editionen im Wandel am Beispiel der 200-jährigen Geschichte der Monumenta Germaniae Historica

Claudia Zey

2019 feierte das Editionsunternehmen «Monumenta Germaniae Historica» ihr 200-jähriges Bestehen. Die klassischen editorischen Grundsätze haben ihre Gültigkeit keineswegs verloren, wobei es in der digitalen Transformation zusätzliche Ansprüche und Desiderata zu berücksichtigen gilt. Die Förderinstitutionen hingegen ziehen sich aus der Finanzierung von Quelleneditionen zurück – mit unabsehbaren Folgen für die historische Grundlagenforschung.

«Quelleneditionen und kein Ende?» lautete die Fragestellung eines gemeinsamen Symposiums der Monumenta Germaniae Historica (MGH) und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im Jahr 1998. Gemeinsames Anliegen dieser Zusammenkunft war eine Diskussion über die Frage nach den Möglichkeiten der kritisch-historischen Editionswissenschaft angesichts des «technischen Umbruchs durch die elektronische Datenverarbeitung»¹. Der digitale Wandel, der heute in aller Munde ist, stand den Wissenschaftlern, die damals Editionsprojekte und -unternehmen leiteten, also bereits vor beinahe 25 Jahren als eine der grössten Herausforderungen deutlich vor Augen. Dass diese zukunftsorientierte Aufgabe nichts an

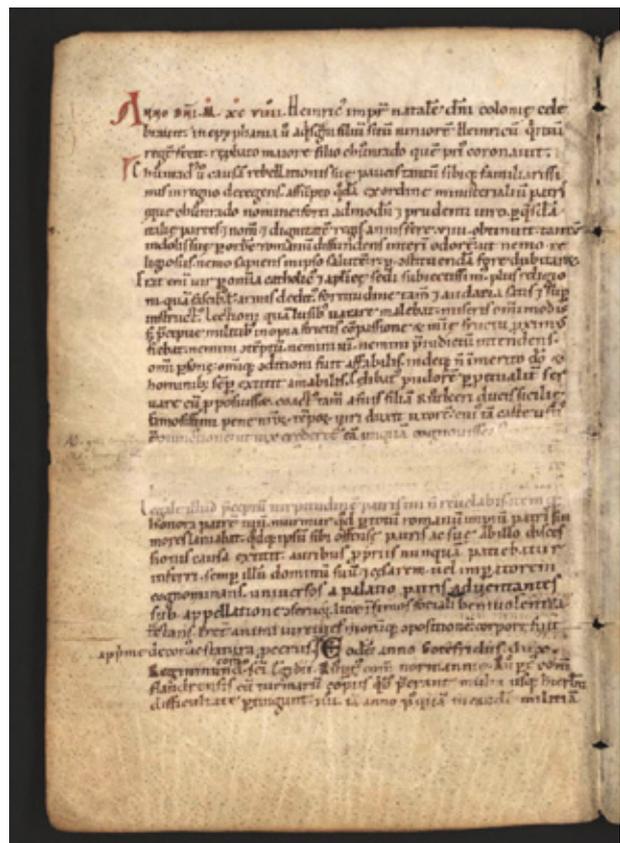


Abbildung 1: Blatt aus der Fortsetzung der Weltchronik des Frutolf von Michelsberg bis 1106, beginnend mit dem Eintrag zu Weihnachten 1098: «ANNO DOMINI MXCVIII Heinricus imperator natalem domini Colonię celebravit, in epyphania vero Aquisgrani filium suum iuniorem, Heinricum quintum, regem fecit, reprobato maiore filio Chûnrado, quem prius coronavit.» («Im Jahr des Herrn 1099. Kaiser Heinrich feierte das Geburtsfest des Herrn in Köln; an Epiphaniäs aber machte er in Aachen seinen jüngeren Sohn Heinrich V. zum König unter Zurückweisung seines älteren Sohnes Konrad, den er früher gekrönt hatte.»)

1 Gall/Schieffer (1999), S. VII.



Abbildung 2: Wachssiegel von König Heinrich V. aus dem Archiv der MGH, Anhang zu einer am 1. August 1109 in Erfurt ausgestellten Urkunde. Umschrift: «HEINRICUS DEI GRATIA QUINTUS REX».

Relevanz eingebüsst hat, spiegelt der grosse Katalog- und Festschriftenband zum 200-jährigen Bestehen der MGH aus dem Jahr 2019 wider, der unter dem Titel «Mittelalter lesbar machen» erschien. Einem Überblick über die zweihundertjährige Geschichte der MGH folgen Beiträge über «Die MGH im digitalen Zeitalter», über den Wandel des «Edieren[s] – Handwerk, Kunst, Wissenschaft» sowie über die «Perspektiven des künftigen Editionsprogramms der MGH». Das Respekt einflössende Jubiläum des grössten Editionsunternehmens mittelalterlicher, vorrangig historischer Quellen zur deutschen und europäischen Geschichte wird nicht der letzte Anlass gewesen sein, um sich mit den vielfältigen Anforderungen an Editionen im 21. Jahrhundert auseinanderzusetzen.

Institutionalisierung im Gleichschritt mit den Geschichtswissenschaften

Die Entstehung der MGH in den Anfängen des 19. Jahrhunderts als (zunächst private) Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde mit Sitz in Frankfurt am Main war geprägt von einem tiefen Sendungsbewusstsein der Gründergeneration, dem nationalen Streben nach Einheit die mittelalterlichen Wurzeln zugänglich zu machen. Dafür brauchte es eine profunde Auseinandersetzung mit allen relevanten Quellengattungen auf der Basis des vorhandenen, aber erst noch zu sammelnden und zu sichtenden Handschriftenmaterials. In den folgenden Jahrzehnten wurden im seit 1842 in Berlin beheimateten Unternehmen grosse Editionsreihen eingerichtet: mit erzählenden Quellen (*Scriptores*), Rechtsquellen (*Leges*), Urkunden (vor allem Königsurkunden, *Diplomata*), Briefen (*Epistolae*) sowie zu Dichtung und Gedenküberlieferung (*Antiquitates*). Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Wissenschaftsakademien in Berlin, München und Wien massgeblich an der MGH beteiligt (zuzüglich der Leipziger Akademie sind sie bis heute beteiligt).

Die beginnende Institutionalisierung unter einem von der Zentrale gewählten Vorsitzenden (später Präsidenten, seit 2018 einer Präsidentin) und staatlich finanzierten Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen war eine Folge des Fortschritts der mittlerweile an den Universitäten etablierten Geschichtswissenschaft, zu deren vornehmsten Disziplinen die quellenkritische Forschung gehörte. Im Fokus der MGH standen mit Blick auf das neu gegründete Kaiserreich von 1871 die lateinischen Quellen des Früh- und Hochmittelalters, die zunächst in grossen, allenfalls für den Bibliotheksbetrieb geeigneten Folianten erschienen, die später von Bänden im Quart- und dann für den Studien- und Schulbetrieb im Oktavformat abgelöst wurden. Das Erstellen einer druckfähigen Quellenausgabe stand am Ende eines langen Prozesses, der meist mit ausgedehnten Reisen zum Aufspüren von noch erhaltenen Handschriften (selten Originalen, meist Abschriften) begann und über den qualitativen Vergleich der vorhandenen Überlieferung im Sinne Karl Lachmanns (1793–1851) und seiner methodischen Standards zur Herausgabe des besten Texts (Archetypus) führte.

Wann immer möglich, sollte ein in sich schlüssiger Text auf der Grundlage der gesamten Überlieferung und des aktuellen Forschungsstandes geboten werden. Für den quellenkritischen Anspruch war es zwingend notwendig, diesen Arbeitsablauf mit Informationen zu Autor, Text und Sprache in der Einleitung nachvollziehbar zu erläutern, die Lesarten aller konsultierten Überlieferungszeugen in einem textkritischen Apparat (auch «Variantenapparat» genannt) aufzuführen, die edierten Texte auf ihre historische Aussagekraft hin wenigstens rudimentär in Fussnoten (im sogenannten «Sachkommentar») kritisch zu würdigen sowie durch ein Wortregister auch lexikalisch zu erschliessen.

Die oft über viele Jahre andauernde Arbeit an den Editionsprojekten wurde bald nach Gründung der Gesellschaft in der hauseigenen wissenschaftlichen Zeitschrift erläutert und begleitet. So wurde das Neue Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde (1876–1935) zu einem führenden Publikationsorgan der deutschsprachigen Mittelalterforschung (abgelöst vom Deutschen Archiv für Geschichte des Mittelalters bis 1944, seit 1951 als Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters). Mit der 1938 eröffneten, bis heute in 74 Bänden erschienenen Schriftenreihe der MGH wurde dem analytischen Zugriff auf die Problematiken mittelalterlicher Quellen noch breiterer Raum gegeben.

Die institutionelle Absicherung der MGH entwickelte sich ständig weiter. Nach einer angespannten Phase in der Zeit des Nationalsozialismus zunächst kriegsbedingt: Die Bibliothek wurde 1943 von Berlin nach Schloss Pommersfelden bei Bamberg ausgelagert. 1945 wurde das MGH-Institut in München angesiedelt, wo es seit 1967 in einem Seitenflügel der Bayerischen Staatsbibliothek untergebracht ist. 1963 wurde die MGH als Körperschaft des öffentlichen Rechts anerkannt und erhielt eine Finanzierung durch das Bundesland Bayern.

Editorische Grundsätze und neue Ansprüche

Die im 19. Jahrhundert aufgestellten und im 20. Jahrhundert weiter verfeinerten editorischen Grundsätze haben ihre Gültigkeit keineswegs verloren. Doch stehen den editorischen Geboten lachmannscher Prägung seit geraumer Zeit vielfältige neue Desiderata gegenüber. Sie bestehen nicht nur in der fortschreitenden Digitalisierung der Bibliotheks- und Archivbestände und damit in einem erleichterten Zugang zur mittelalterlichen Überlieferung, sondern auch in der Notwendigkeit, das in viel grösseren Quantitäten vorhandene Quellenmaterial des Spätmittelalters mit einem stärker landesgeschichtlichen sowie sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Fokus editorisch adäquat anzugehen und dafür in einen fruchtbaren Austausch mit landesgeschichtlichen Institutionen zu treten, die ihrerseits bedeutende Quelleneditionen hervorbringen.

Wie soll man eine Hunderte von Handschriften umfassende Überlieferung noch quellenkritisch sinnvoll einordnen? Ist das Streben nach dem Urtext angesichts einer sich über Jahrhunderte entwickelnden und verändernden Tradierung überhaupt noch wissenschaftlich adäquat oder werden die mittelalterlichen Überlieferungsverhältnisse dadurch eher verfälscht? Sollen Editionen überhaupt noch als abgeschlossene Endprodukte im Druck erscheinen oder als mit allen technischen Feinheiten ausgestattete digitale Editionen? Wie sieht es dann aber mit der Zitierfähigkeit und der dauerhaften, alle weiteren erwartbaren Medienwechsel überdauernden Erreichbarkeit dieser Editionen aus?

Résumé

Les « Monumenta Germaniae Historica » (MGH) ont fêté leur 200^e anniversaire en 2019 en tant qu'institution d'édition des sources historiques du Moyen Âge allemand et européen. Ils doivent cette longévité principalement à la pertinence scientifique de leur activité principale, à savoir le fondement de la recherche historique médiévale par la publication d'éditions de sources selon les normes de la méthode historico-critique.

Les principes éditoriaux établis au XIX^e siècle et affinés au XX^e siècle n'ont aucunement perdu leur validité. Mais, depuis quelque temps, les exigences éditoriales traditionnelles sont confrontées à une variété de nouveaux défis et desiderata : comment peut-on encore classer une tradition comprenant des centaines de manuscrits de manière significative du point de vue de la critique des sources ? La quête du texte original est-elle encore scientifiquement pertinente face à une tradition qui s'est développée et transformée au cours des siècles, ou est-ce que la tradition médiévale se trouve plutôt dénaturée de ce fait ? Les éditions doivent-elles paraître encore sous forme de produits finis ou désormais sous forme d'éditions numériques dotées de tous les raffinements techniques ?

Depuis un certain temps, les MGH se sont emparés de la transformation à l'ère numérique comme du plus grand défi méthodologique du XX^e siècle, en développant les premières éditions numériques ainsi qu'une variété d'offres numériques. Par ailleurs, les institutions de financement se sont largement retirées du financement des éditions de sources, ce qui entraîne des conséquences imprévisibles pour la recherche historique fondamentale et l'avancement des connaissances scientifiques.

An den Antworten auf diese drängenden Fragen zum wissenschaftlichen Kerngeschäft wird bei den MGH intensiv gearbeitet. Schon seit längerem stehen die circa 450 gedruckten Editionsbande als Digitalisate zur Verfügung mit der Möglichkeit, sie elektronisch zu durchsuchen. Daneben existieren komplexere Datenbankangebote, teilweise auch mit elektronischen Vorab-Editionen, die über die jüngst neu aufgesetzte Homepage der MGH verlinkt sind. Mit den «openMGH» wurde überdies ein besonders für korpuslinguistische Untersuchungen geeignetes Angebot der reinen Editionstexte geschaffen. Der elektronische Katalog der circa 130 000 Bände umfassenden Mittelalter-Bibliothek («MGH Opac») mit umfangreichem Nachweis auch von Aufsätzen ist zudem ein unverzichtbares Rechercheinstrument, wenn man zur mittelalterlichen Geschichte bibliografiert. Das digitale Edieren steht mit einer 2019 publizierten Aus-

gabe zwar noch in den Anfängen, gleichwohl werden die Möglichkeiten der Standardisierung des Datenmaterials und des kollaborativen Arbeiten hier eindrücklich sichtbar.

Rückzug der Förderinstitutionen

Mit der digitalen Komponente des Edierens steigen allerdings zugleich die Anforderungen an die Benutzerinnen und Benutzer, die sich auch auf anderem Feld in den letzten Jahrzehnten stark verändert haben. Denn die Selbstverständlichkeit, mit der im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert profunde Lateinkenntnisse bereits in den Schulen erworben und damit an den Universitäten vorausgesetzt werden konnten, ist längst Vergangenheit. Dem wurde vor allem durch die Gründung von Übersetzungsreihen Rechnung getragen, die auf den MGH-Editionen basieren, wie der Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe bei der Wissenschaftlichen Buchgesellschaft in Darmstadt.² Besonders für erzählende Quellen zeichnet sich ein Trend ab zum synoptischen Druck von lateinischem Editionstext und deutscher Übersetzung als Standard, wie das etwa in der Reihe der «Oxford Medieval Texts» mit lateinisch-englischen Editionen seit langem üblich ist.

Überaus nachteilig für die editorische Grundlagenforschung und auch angesichts der hohen Qualität und Erfolgsquote abgeschlossener Projekte nicht nachvollziehbar ist die zunehmende Zurückhaltung von Förderinstitutionen wie der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Schweizerischen Nationalfonds, derartige Vorhaben zu finanzieren. Denn damit schrumpft der potenzielle Kreis derer, die sich mit einer Edition akademisch qualifizieren wollen und können, immer weiter. Es bleibt daher abzuwarten, ob die unbestreitbare Notwendigkeit von kritischen Editionen als Fundament des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts, hier vor allem der Geschichtsforschung, nicht nur den digitalen Wandel, sondern auch denjenigen der Forschungskultur weitere 200 Jahre überdauern wird, damit es nicht irgendwann heisst: Quelleneditionen – ein Ende!

Literatur

- Fuhrmann, Horst (1996): «Sind eben alles Menschen gewesen». Gelehrtenleben im 19. und 20. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel der Monumenta Germaniae Historica und ihrer Mitarbeiter, München. (Horst Fuhrmann war von 1971 bis 1994 Präsident der MGH.)
- Gall, Lothar und Rudolf Schieffer (1999): Quelleneditionen und kein Ende? Symposium der Monumenta Germaniae Historica und der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München, 22./23. Mai 1998 (Historische Zeitschrift, Beiheft 28), München. (Rudolf Schieffer war von 1994 bis 2012 Präsident der MGH.)
- Hartmann, Martina (2020): Die Stunde der Frauen? Die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen der MGH nach dem Ersten und im Zweiten Weltkrieg, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 76, S. 653–698. (Martina Hartmann ist seit 2018 Präsidentin der MGH.)
- Monumenta Germaniae Historica (2019): Mittelalter lesbar machen. Festschrift 200 Jahre Monumenta Germaniae Historica, München (mit einem umfangreichen Katalogteil, dem vier Essays vorausgehen).

Links

Website der Monumenta Germaniae Historica: www.mgh.de

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5639734>

Zur Autorin

Claudia Zey ist ordentliche Professorin für Allgemeine Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen unter anderem auf der politischen Geschichte und der Kirchengeschichte, der Quellenkunde und den Editionen mittelalterlicher Quellen sowie den Erinnerungskulturen im Mittelalter. Seit 2014 ist sie korrespondierendes Mitglied der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae Historica.



2 Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, Darmstadt (1955–). Bislang sind 52 Bände erschienen.

Vom «Sitz im Leben» zum Sitz im Wörterbuch

Martin Hannes Graf

Wer sich den durchschnittlichen Geisteswissenschaftler, die durchschnittliche Geisteswissenschaftlerin als Person vorstellt, die tief in Gedanken und Bücher versunken im Ohrensessel sitzt und gelegentlich die tief empfundenen Erkenntnisse zu Papier bringt, bevor sie wieder in ihren Geist zurücksinkt, der irrt. Denn meist ist der Untersuchungsgegenstand auch des Geisteswissenschaftlers einer, der zunächst ausserhalb der Komfortzone beobachtet und studiert werden will.

Die Linguistin, der Linguist, interessiert sich, natürlich, für Sprache – als System, als Kommunikationsmittel, als Produkt physiologischer Vorgänge –, und er gibt sich üblicherweise nicht damit zufrieden, dies alles nur aus Büchern zu studieren, sondern er will es auch in *real life* tun. Für den Sprachhistoriker gilt darum der humanistische Imperativ *ad fontes!* gewissermassen als Maxime seines Berufslebens. Wer einmal – wie der Autor dieser Kolumne – monatelang in Museen und Archiven über Inschriften der Völkerwanderungszeit oder originalen Petrarca-Übersetzungen des 15. Jahrhunderts gebrütet hat, dem eröffnet sich der «Sitz im Leben» solcher sprachlichen Hinterlassenschaften weitaus nachhaltiger und beglückender als demjenigen, der sie nur mittelbar aus Editionen zur Kenntnis nimmt. Für die vielbeschworene intersubjektive Überprüfbarkeit von Forschungsergebnissen ist die Forschungsgemeinschaft jedoch darauf angewiesen, die Resultate autonom nachvollziehen zu können, zu revidieren oder weiterentwickeln, und zwar auf der Basis einer allgemein anerkannten Materialgrundlage: der (wissenschaftlichen) Edition.

Editionen brauchen Wörterbücher brauchen Editionen

Wer einmal mit einer wissenschaftlichen Edition eines historischen Texts – einer antiken Inschrift, einer mittelalterlichen Urkunde, einem Papstbrief, einer Chronik, einer frühneuzeitlichen Zunftordnung – zu tun hatte, der weiss um die Schwierigkeiten ihrer Benutzung. Er benötigt oft weitere Erschliessungsmittel, um einen edierten Text in seiner inhaltlichen und überlieferungsgeschichtlichen Vielschichtigkeit zu durchdringen. Ein solches Erschliessungsmittel ist das Wörterbuch. Denn nur die wenigsten Editionen historischer Texte (sie dienen ja der Bereitstellung der Texte, nicht der Vermittlung) halten eine Übersetzung bereit. Nun ist das Wörterbuch selbst aber auch auf Editionen angewiesen, um die Wörter, die es zu erklären gilt, überhaupt zur Verfügung zu haben.

Was nun nach einer etwas zirkulären Angelegenheit klingt, ist natürlich keine, denn das Wörterbuch beurteilt ein Wort ja nach Möglichkeit nicht in seinem isolierten Vorkommen, sondern zusammen mit gleichen Wörtern in je gleichen, ähnlichen oder auch ganz unterschiedlichen Kontexten. Ein Wörterbuch wie das Schweizerische Idiotikon situiert ein Einzelwort zudem in seinem wortfamiliären Kontext. Dies – und natürlich das ganze philologische Analyseinstrumentarium – gewährleistet zuverlässige Wortinformationen, denen ihrerseits wiederum Belege für das Gesagte in Form von Zitaten aus den Editionen zur Seite gestellt werden. Die Belege haben einerseits eine Beweisfunktion, insofern sie der Benutzerschaft alle lexikographischen Entscheidungen nachprüfbar vor Augen führen. Andererseits haben sie die quasi didaktische Funktion, den Leser, die Leserin die Verwendungsweise der Wörter hinsichtlich einer Erweiterung ihrer Verstehenskompetenz lernen zu lassen.

Wie das Idiotikon Texte «normalisiert»

Dabei ist klar: Je besser die Edition, umso besser der lexikographische Zugriff. Und trotzdem: Das Schweizerische Idiotikon hat eine ganz eigene Art, die Produkte editorischen Schaffens wiederzugeben: in den älteren Bänden in vielerlei Hinsicht ausserordentlich frei und «bloss zur Illustration des Stichwortes»¹, in den jüngeren Bänden näher bei den Quellen sowie mit einem klaren epistemologischen Auftrag. Näher bei den Quellen heisst aber nicht näher bei den Editionen, denn im Unterschied zu den meisten anderen historischen Wörterbüchern erfolgt der Abdruck der Quellenbelege im Idiotikon nicht

1 Vorwort zum 1. Band, S. XVII.

buchstaben- und interpunktionsgetreu nach der edierten Vorlage, sondern nach positivistisch geprägten Normalisierungsverfahren, die etwa die Gross-/Klein- sowie die Zusammen-/Getrennschreibung, die Interpunktion, die Setzung peripherer Grapheme und selbst lautliche Phänomene betreffen.

Wenn also in der Handschrift von Thomas Platters berühmter Beschreibung seiner Reisen durch Frankreich steht: «folle er fich in fein wirdtshuß vfügen»², so lautet die edierte Stelle³ «solle er sich in sein wirdtshuß verfügen», im Idiotikon lautet sie «solle er sich in sein Wirdtshuß verfüegen»⁴. Die Grossschreibung des Substantivs rührt daher, dass Platter seine Reisebeschreibung in den Jahren 1604/5 abgefasst hat, und Quellen ab dem 1. Januar 1600 verlangen im Idiotikon generell die Grossschreibung von Substantiven. Der Stammsilbenvokal von *verfügen* wird zudem als -üe- wiedergegeben, weil es sich etymologisch um einen Diphthong handelt. In anderen Texten fällt auch die in vormodernen Texten so häufig schwankende Schreibung von *u* und *v* auf, die im Idiotikon nach standarddeutschem Muster «normalisiert» wird – analog etwa der «behutsamen Modernisierung» der Orthographie in den berühmten Klassikereditionen des Reclam-Verlags.

Was heisst schon normal?

Doch was heisst «normal», und wird das dem «Sitz im Leben» historischer Texte noch gerecht? Ja und nein. Ein Bedeutungswörterbuch wie das Idiotikon hat selbstverständlich primär die Aufgabe, die Bedeutung von Wörtern zu ermitteln, und dies unter Zuhilfenahme Hundert von unterschiedlichen Quellen (darunter vielen unedierten). Bei inzwischen gut 30 000 Spalten ist eine gewisse Einheitlichkeit der Quellenbehandlung nicht unpraktisch und durchaus leserfreundlich, und es werden dabei die zugrundeliegenden Texte ja nicht willkürlich zu rechtgebogen, sondern lediglich in ihrer Darstellung vereinheitlicht. Das Wörterbuch gewinnt dadurch deutlich an Praktikabilität. Die Vereinheitlichung in der Quellenbehandlung geschieht dabei nicht im Sinne einer Korrektur an den Editionen, sondern dient einem übergeordneten Erkenntnisgewinn, nämlich dem systematischen Verstehen einer *Langue*.

Zugegeben: Der einzelne historische Text büsst dabei viel von seiner Einzigartigkeit ein. Aber dessen ungeachtet bleibt die Arbeit an und mit den *fontes* (gewissermassen als der *Parole*), sei es in der originalen Überlieferung, sei es in der Edition, die unabdingbare und auch den Lexikographen immer wieder beglückende Grundvoraussetzung der linguistischen Arbeit.

In dieser Rubrik befassen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der vier nationalen Wörterbücher der Schweiz assoziativ mit einem vorgegebenen Begriff. In dieser Ausgabe: «Edieren».



Literatur

- Keiser, Rut (1968): Thomas Platter d. J.: Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande 1595–1600, 2 Bde., Basel.
- Landolt, Christoph und Tobias Roth (2021): Schweizerisches Idiotikon – Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, in: Lenz, Alexandra N. und Philipp Stöckle (Hg.): Germanistische Dialektlexikographie zu Beginn des 21. Jahrhunderts (ZDL-Beiheft 181), Stuttgart, S. 143–173.
- Reichmann, Oskar (1990): Das gesamtsystembezogene Wörterbuch, in: Wörterbücher. Ein internationales Handbuch zur Lexikographie, 2. Teilbd., Berlin, S. 1391–1416.

Zum Autor

Martin Hannes Graf ist promovierter Germanist und Historiker. Er ist Redaktor am Schweizerischen Idiotikon in Zürich und leitet das SNF-Projekt «Die Siedlungsnamen des Kantons Zürich».



2 Platter, Thomas: Beschreibung der Reisen durch Frankreich, Spanien, England und die Niederlande, 1595–1600. 1604/1605. Universitätsbibliothek Basel, A lambda V 7/8, fol. 265v. <https://doi.org/10.7891/e-manuscripta-18678>

3 Keiser (1968), S. 307.

4 Bd. 17, Sp. 227.

Privatbibliotheken, Lesespuren und die Autorvorstellungen ihrer Interpreten

Tobias Brücker¹

Die in der Autorenforschung vermehrt beachteten Privatbibliotheken und Lesespuren erschliessen ein reichhaltiges Material, garantieren aber längst nicht neue Perspektiven. Denn dazu bedarf es einer dynamischen Haltung der Interpreten zu Werk und Autor. So soll am Beispiel der Nietzscheforschung gezeigt werden, inwiefern die Interpretationen von Lesespuren durch das Autorschaftsverständnis der Forschenden bedingt ist.

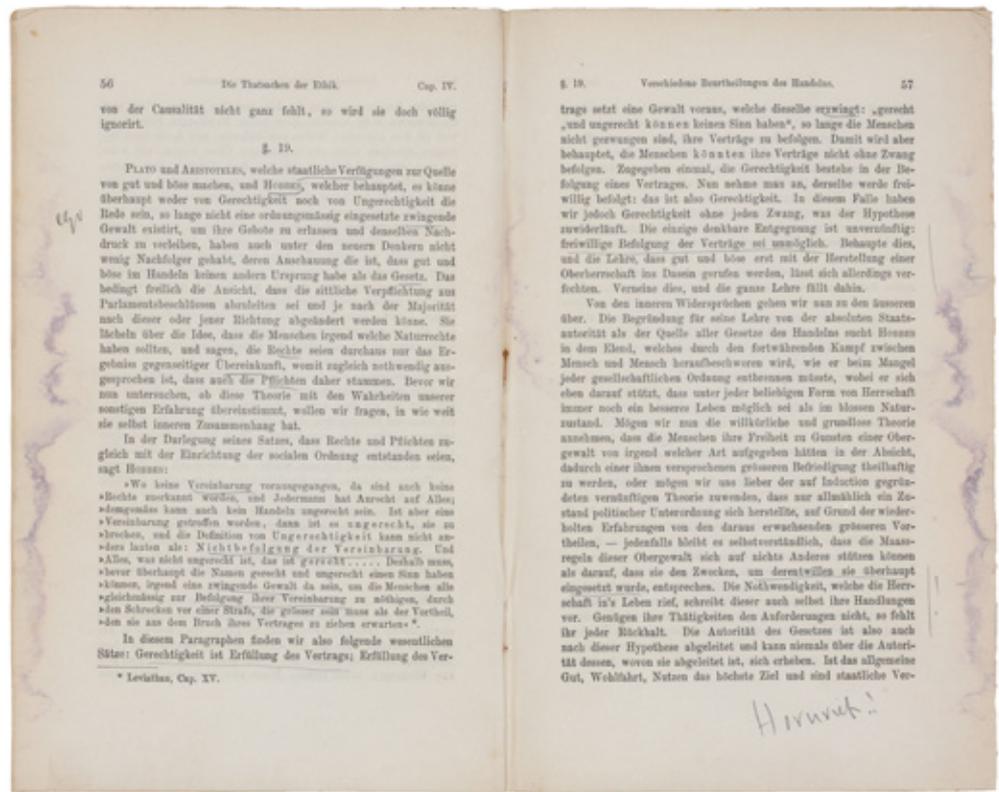


Abbildung 1: Nietzsches Annotation «Hornvieh!» in Herbert Spencers «Die Thatsachen der Ethik» (1879), S. 57 (Bildnachweis im Impressum).

1 Ich danke Beat Röllin, Kris Decker und Christian Weibel für zahlreiche Hinweise, an denen sich meine Argumentation aufrieb und dank denen sie sich wesentlich änderte.

Die Ausweitung der Editionszone von Werken auf Nachlässe ist längst vollzogen. Nun werden Editionen im Rahmen der Digital Humanities zunehmend zu Infrastrukturprojekten.² Die editorische Herstellung von Texten weicht der Kuratierung digitaler Faksimiles durch geeignete grafische Benutzeroberflächen. Damit wird neues Material zugänglich: Dies gilt besonders für sogenannte schriftliche Lesespuren, welche als Annotationen vorliegen (Marginalien, Unterstreichungen, Ausrufezeichen et cetera).

Lange war es wenigen Expertinnen und Experten vorbehalten, über Archivzugang, Werk- und Handschriftenkenntnis in Autorenbibliotheken nach Hinweisen zu stöbern. Nun werden Lesespuren vermehrt systematisch erfasst und digitalisiert. Dies macht die Forschung mit ihnen zwar zugänglicher, aber nicht weniger anspruchsvoll. Denn Lesespuren sind flüchtig, nicht autorisiert, schwer datierbar sowie mutmasslichen Schreibhänden zugeschrieben. Es gilt hier, was der Gründer des Pariser *Institut des textes et manuscrits modernes*, Louis Hay, mit Blick auf edierte Entstehungsmaterialien von Werken bemerkte: «Damit ist allerdings nicht gesagt, dass sich dem Forscher hinter der Mauer aus philologischem Hirsebrei ein Schlaraffenland der Wissenschaft auftut. Ganz im Gegenteil [...]»³

Tiefgründige oder kursorische Lektüre?

Da Lesespuren als Spuren eines Autors interessieren, sind Annahmen über seine Arbeitsweise unumgänglich. Das macht Lesespuren ebenso anfällig für einen positivistischen Gebrauch wie sperrig für einen differenzierten Umgang. Und trotzdem scheint es zu verlockend – jetzt wo beispielsweise Nietzsches Bücher nur noch einen Klick entfernt sind –, die eigenen Thesen mit Lesespuren zu belegen. Dass «Nietzsche X kannte» oder «das Werk von Y studierte» kann mit Verweisen auf Buchexemplare und Lesespuren belegt werden.

Nun ist die je besondere Arbeitsweise von Autoren den material vorliegenden Spuren nicht äusserlich, sondern wird von den Forschenden hineingelesen. So kann eine Lesespur ebenso als Indiz für eine tiefgründige Lektüre wie als flüchtige Kritzelei interpretiert werden.

Die erste Annahme suggeriert einen genialen Denker, Stilisten und Philologen. Ein solcher Autor ist stets hoch konzentriert. Er versteckt in seinen Texten, Heften und nachgelassenen Büchern raffinierte Hinweise für emsige Forschende. Unklarheiten oder Zitierfehler erscheinen als lösbare Rätsel, die auf detektivische und kontextualisierende Interpretationen warten. Diese Autorschaftsvorstellung priorisiert entsprechend verborgene Mehrdeutigkeiten und feinsinnige Poetologien.

Die zweite Annahme legt die Vorstellung eines pragmatisch lesenden Autors nahe, der sich blättern seiner Musse erfreut oder im Sinne des «wildernden» Lesens loses Material für weitere Gedanken beschafft.⁴ Nietzsches eigene Leseanweisungen helfen uns wenig weiter: es finden sich in seinen Texten ebenso Loblieder auf ein philologisches wie kursorisches Lesen. So fordert Nietzsche einerseits für seine Bücher eine philologische «Goldschmiedekunst und -kennerschaft des *Wortes*», empfiehlt andererseits seinem Freund Erwin Rohde folgendes Vorgehen für die Lektüre von «Menschliches, Allzumenschliches»: «Grüble nicht über die Entstehung eines solchen Buches nach, sondern fahre fort, dies und jenes Dir herauszulangen.»⁵

Nietzsche und die Troubadourdichtung

Nietzsches Buch «Die fröhliche Wissenschaft» (1882) bekam in der Neuauflage von 1887 den in Anführungszeichen gesetzten Untertitel «*la gaya scienza*». Die Nietzscheforschung rätselt bis heute über diese Anspielung auf die spanische Troubadourdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Schon bald hypostasierten einige Forschende mit langen phantasievollen Aufsätzen eine tiefgründige Beschäftigung Nietzsches mit dem provenzalischen Mittelalter.

Einen anders gelagerten Quellenbeleg lieferte Giuliano Campioni: Nietzsches früheste Wortverwendung von «*gaya scienza*» im Jahr 1882 stamme aus der Lektüre des weitverbreiteten Reiseführers «Süd-Frankreich, nebst den Kurorten der Riviera di Ponente, Corsica und Algier» (1878) von Theodor Gsell-Fels.⁶ So war Nietzsche wohl kaum klar, dass beispielsweise «*gaya scienza*» keine Selbstbezeichnung der damaligen Troubadours, sondern eine nachträgliche Bezeichnung des 14. Jahrhunderts gewesen war. Obwohl diese Quelle längst Anlass sein könnte, Nietzsches Bücher im Kontext eines kursorischen Lesens von «trivialer» Literatur zu analysieren, werden weiterhin mit dürftigen Belegen Nietzsches Kenntnisse der «authentischen» Troubadour-Tradition behauptet.

Das Beispiel soll zeigen, dass sich die Interpreten letztlich zu wenig um die anspruchsvollen neuen Verzeichnisse und Infrastrukturen kümmern. Sie geniessen die technische Usability und klicken die fachlich schwerfälligen Kontexte wie lästige Cookie-Hinweise weg. Damit ist für die Forschung wenig gewonnen, denn die Interpretation von Nietzsches Lektüren ist komplex, unsicher und hindernisreich. Dies umso mehr, als dass Nietzsche nachweislich ein Vielleser war, längst nicht nur hochstehende Literatur las und viele Autoren, über die er schrieb, nur aus zweiter Hand kannte.⁷ Digitale Privatbiblio-

2 Editionen fallen gemäss Nationalfonds seit einigen Jahren nicht mehr unter die Forschungs-, sondern die Infrastrukturförderung.

3 Hay (2012), S. 151.

4 Certeau (1988), S. 307.

5 Morgenröte, Vorrede 5, KSA 3, S. 17; Brief an Erwin Rohde, kurz nach 16.6.1878, in: Briefe. Kritische Gesamtausgabe, hg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, II/5, Bf. 727.

6 Vgl. Campioni (2009), S. 327.

7 Für zahlreiche Beispiele vgl. Sommer (2019).

theken und Lesespuren verführen demgegenüber dazu, die ohnehin gesetzten Thesen anhand von empirisch anmutenden Belegen zu illustrieren.

Forschende bleiben damit für Klischees anfällig, anstatt diese immer neu zu hinterfragen. So entspricht das wilde Lesen trivialer Literatur nicht der Vorstellung, wie ein durchdachtes Buch eines wichtigen Philosophen entstand – hingegen ein Verweisspiel ausgehend von Platon über Diderot bis hin zu Goethe schon. Diese Interpretationen werden seitens der Forschenden an die Lesespuren herangetragen. Nicht die plausibleren Gründe, sondern das Autorschaftsverständnis der Interpreten entscheidet im Zweifel über die Interpretation von Nietzsches Lesespuren.

Strategien gegen eine neue Genieästhetik

So schleicht sich unmerklich eine längst überkommen geglaubte Vorstellung des intentionalen Lesens und Schreibens wieder in die Forschung ein. Schreibprozesse werden als Kaskaden bloss schriftlicher Spuren verstanden und in Bezug auf ein singuläres Autorsubjekt hin interpretiert. Vorstufen, Notate und Lesespuren bilden so gesehen den Willen des Autors ab. Die Lektüre wird als isolierbares, stets sinnvolles und damit kommentierbares Ereignis insinuiert. So überlebt die Genieästhetik ironischerweise an jenem Ort, der einst ihr Ende bedeuten sollte: in der Werkstatt der Autoren. Entgegen einer Genealogie im Sinne Foucaults und Nietzsches werden damit Zufälle, Missverständnisse und Irrtümer zugunsten einer per se sinnhaften Kontextualisierung beiseitegelassen.

Damit die Benutzung neuer Editionsinfrastrukturen keinem «Tatsachenfetischismus»⁸ anheimfällt, könnten zwei Strategien helfen, die Autorschaftsvorstellungen der Interpreten produktiv zu verunsichern und einer neuen Genieästhetik vorzubeugen.

Erstens müssen Autorschaftsvorstellungen von Interpreten vermehrt Gegenstand der Interpretation von Lesespuren sowie der Rezensionskultur werden. Den Autor «besser verstehen»⁹ – wie es das hehre Ideal der Editionsforchung verlangt – ist ein Anspruch, der dem Autorschaftsverständnis nachgelagert ist. So sollte eine kritische Interpretation von Lesespuren stets reflektieren, mit welchem Autorschaftsverständnis (das heisst letztlich an *welchem* Nietzsche) sie arbeitet. Es ginge nicht darum, unvoreingenommen zu sein (was unmöglich ist), sondern sich die eigenen Voreingenommenheiten soweit möglich zu vergegenwärtigen. Dies kann beispielsweise sichtbar gemacht werden, indem Lesespuren und Nachlassmaterialien – wie im obigen Beispiel geschehen – vor dem Hintergrund mehrerer Autorschaftsvorstellungen interpretiert werden. Damit würde die Kontingenz

Résumé

Les bibliothèques privées et les annotations ou « traces de lecture » (Lesespuren), qui font l'objet d'une attention croissante dans la recherche sur les auteur-e-s, ouvrent une mine de matériel, mais sont encore loin de garantir de nouvelles perspectives. Leur étude exige une attitude dynamique vis-à-vis de l'œuvre et de l'auteur-e de la part des interprètes. Ainsi, les interprétations des traces de lecture sont conditionnées par la représentation que les chercheurs et chercheuses se font de l'auteur-e. En utilisant la recherche sur Nietzsche comme exemple, il est démontré que les interprètes se soucient finalement trop peu des nouveaux indices à traiter, qu'ils prennent trop vite pour des confirmations de l'idée qu'ils se font déjà de l'auteur. L'interprétation des traces de lecture de Nietzsche est complexe, délicate et exigeante. De plus, l'idée que l'on se fait d'une écriture à partir de la lecture et des annotations est téléologique et liée à une esthétique du génie. L'article propose deux stratégies pour contrer un menaçant « fétichisme des faits » et prévenir une nouvelle sacralisation de l'auteur-e.

Premièrement, dans l'interprétation des traces de lecture et dans la culture de la recension, il conviendrait de veiller à davantage prendre en considération les différentes représentations des auteur-e-s, par exemple en interprétant les annotations et les matériaux de succession sur la toile de fond de plusieurs conceptions de l'auteur-e en question. Cela rendrait la contingence de la représentation de l'auteur-e de la part des interprètes transparente et ouverte à la critique. En second lieu, dans la perspective d'un élargissement du champ de l'édition, l'accent devrait également être mis sur les traces de vie des auteur-e-s : ainsi, des photographies d'environnements historiques, des reconstitutions de la mobilité géographique ainsi que des pratiques quotidiennes en matière de techniques de création pourraient être prises en considération. Pourquoi ne pas également collecter des tasses à café, des couvre-lits ou des boîtes de conserve et les intégrer dans les catalogues ?

Les projets d'édition sont particulièrement passionnants lorsque différentes facettes des auteur-e-s sont mises en lumière, dressant ainsi un portrait à la fois plus riche et plus contradictoire. Mais encore faut-il avoir l'expertise et le courage de le faire.

8 Zittel (2021), S. 399.

9 Hurlebusch (1998).

der Autorschaftsvorstellung seitens der Interpreten transparent und kritisierbar. Hier müssten wiederum die Editoren mit gutem Vorbild vorangehen, denn die vielfach erforschten Zusammenhänge zwischen editorischen und ideologischen Annahmen werden in den digitalen Datenbanken und Editionen nicht verschwinden, sondern bloss subtiler.¹⁰

In diesen Kontext ist einzubeziehen, dass Editionen auch materielle Werkpolitik betreiben: Die schiere physische Präsenz von grossformatigen Werkausgaben und faksimilierten Nachlässen suggeriert einen ungemein wichtigen, bis in seine letzten Kritzeleien hinein zu studierenden Geistesreichtum. Solche Editionen sind materiales Werkzeug und Beweis zugleich für diese These. Entsprechend ziehen umfangreiche Editionen, besonders von Nachlässen, auffällig viele Forschende an, bei denen Liebhaberei, Autorverehrung und empirisches Interesse sich vermischen. Die werkpolitische Affinität von Nachlass-Editionen zu einer Sakralisierung des Autors und einer Politik des Kanons muss kritisch hinterfragt werden.

Zweitens wäre im Sinne der Editionsausweitung auch auf Lebensspuren von Autoren zu fokussieren: Die Vorstellung eines aus Lektüre und Notaten emergierenden Schreibens ist teleologisch und einer Genieästhetik verhaftet. Es könnten Fotografien der historischen Umgebungen, Rekonstruktionen der geografischen Mobilität sowie Alltagspraktiken im Sinne kreativer Techniken einbezogen werden. Wieso nicht auch Kaffeetassen, Bettdecken und Konservendosen sammeln und in Katalogen aufbereiten? Dinge hätten zudem den Vorteil, dass sie nicht von den Autoren *geschrieben* wurden und demnach einfacher einen neuen Zugang zu Werk und Autor eröffnen. In diesem Sinne fruchtet ein investigativer Journalismus, der wie Julian Barnes ausgehend von einem scheinbar trivialen Gegenstand, Flauberts Papagei, einem Autor in die Details seines Lebens und Schaffens nachspürt.¹¹ Hier wird ein Autor in seinen Widersprüchlichkeiten, Trivialitäten und Talenten entdeckbar, ohne dass dies der Bewunderung für sein literarisches Werk Abbruch täte.

Solche strategisch eingeführten Unsicherheiten resultieren nicht zwingend in einem Dilemma, sondern ermöglichen eine produktive Reflexion. Es war gerade Nietzsche, der das Konstrukt «Autorschaft» nicht tilgte, sondern – wie in «Der Wanderer und sein Schatten» (1879) zu Beginn und Ende des Buches – als unumgängliche Projektionsfläche jeder Interpretation in den Blick rückte. Editionsprojekte sind dann spannend, wenn Autoren anders, reichhaltiger und widersprüchlicher entdeckt werden können – nun braucht es noch Mut und Expertise, dies auch zu tun.

Literatur

- Barnes, Julian (2019): Flauberts Papagei. Roman, Köln.
- Campioni, Giuliano (2009): Beiträge zur Quellenforschung. Nachweis aus Theodor Gsell-Fels, Süd-Frankreich, nebst den Kurorten der Riviera die Ponente, Corsica und Algier (1878), in: Nietzsche-Studien 38.
- Certeau, Michel de (1988): Kunst des Handelns, Berlin.
- Gumbrecht, Hans Ulrich (2003): Die Macht der Philologie. Über einen verborgenen Impuls im wissenschaftlichen Umgang mit Texten, Frankfurt am Main.
- Hay, Louis (2012): Die dritte Dimension der Literatur. Notizen zu einer critique génétique, in: Zanetti, Sandro (Hg.): Schreiben als Kulturtechnik. Grundlagentexte, Berlin, S. 132–151.
- Hurlebusch, Klaus (1998): Den Autor besser verstehen: aus seiner Arbeitsweise. Prolegomenon zu einer Hermeneutik textgenetischen Schreibens, in: Zeller, Hans und Gunter Martens (Hg.): Textgenetische Edition, Tübingen, S. 7–51.
- Sommer, Andreas Urs (2019): What Nietzsche Did and Did Not Read, in: Tom Stern (Hg.): The new Cambridge companion to Nietzsche (Cambridge Companions to Philosophy), Cambridge, S. 25–48.
- Zittel, Claus (2021): Nietzsches Yori(c)k. Falsche Fahrten und verlorene Leser in Nietzsches Bibliothek, in: Anschütz, Hans-Peter et al. (Hg.): Nietzsche als Leser, Berlin, S. 383–402.

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5567329>

Zum Autor

Tobias Brücker ist promovierter Kulturwissenschaftler und Leiter der internen Weiterbildung an der Zürcher Hochschule der Künste. Er interessiert sich für alle Facetten von Diäten, Autorschaft und Kreativitätstechniken in der Philosophie und in den Künsten. 2019 publizierte er die Monografie «Auf dem Weg zur Philosophie. Friedrich Nietzsche schreibt «Der Wanderer und sein Schatten» in der Reihe «Zur Genealogie des Schreibens».



10 Vgl. stellvertretend: Gumbrecht (2003).

11 Barnes (2019).

De l'édition numérique à l'édition du numérique

Isaac Pante

Après s'être pour longtemps confinées à transposer l'édition papier au format digital, les sciences humaines et sociales (SHS) commencent à tirer parti des innovations techniques pour enrichir leurs manières d'explorer et d'éditer les œuvres et les productions au cœur de leurs disciplines. Les humanités numériques invitent cependant à dépasser cette appropriation des méthodes et des usages du développement logiciel en intégrant l'informatique et ses dispositifs mêmes aux corpus de recherche des SHS. Un continent scientifique inédit s'ouvre ainsi à nous : celui de notre regard sur ces « nouveaux » objets du savoir que constituent le numérique et ses usages et dont il nous reste à produire les éditions critiques.

Quiconque suit de près l'innovation et la créativité dans le domaine du développement web et de l'information en réseau sait que, en matière d'édition numérique, les sciences humaines et sociales sont encore loin d'avoir exploité pleinement le potentiel des technologies de l'information. Cela ne devrait pas nous surprendre : lors de l'apparition d'une nouvelle technologie (ou tout au moins lors de son intégration à un champ de savoir), le premier réflexe consiste le plus souvent à viser une transposition des usages liés aux technologies précédentes. Cette tendance explique une bonne part des déceptions initiales : le sentiment du « tout

ça pour ça » est bien souvent le symptôme d'une appropriation très superficielle de ces nouveaux dispositifs et de la culture qu'ils véhiculent. Durant cette première phase, tandis que les sceptiques sont encombrés par ce surcroît technologique, les enthousiastes sont le plus souvent perçus comme des « inspecteurs gadget » victimes d'une addiction naïve aux « tools ».

Aujourd'hui, entre les exigences du FNS en matière d'édition numérique et une familiarité croissante de la communauté scientifique avec les possibilités du digital, le milieu académique tire de mieux en mieux parti des possibilités offertes par le numérique. Il n'est ainsi plus rare d'inscrire l'œuvre et son appareil critique au sein d'une constellation tirant parti de la complémentarité des dispositifs analogiques et numériques. De même qu'il a fallu attendre la peinture abstraite pour développer notre compréhension de l'art figuratif, cette mise en dialogue des supports éditoriaux les a mutuellement enrichis. En matière d'édition numérique, les interfaces de navigation innovantes capables de visualiser ou de manipuler les œuvres ainsi que la liaison des œuvres à leur écosystème culturel via des ontologies ad hoc se multiplient. L'édition papier ressort tout aussi grandie de ces échanges : l'attention portée au support analogique, que ce soit en termes de matériaux, de textures ou d'interactions (exploitation des possibilités de pliage, jeux sur la transparence, etc.), s'est largement accrue.

Tout indique que cette belle complémentarité des supports éditoriaux n'est pas près de se tarir. Renforcées par la pandémie et la nécessité de dématérialiser les informations et les interactions du quotidien, les passerelles entre le numérique et l'analogique se sont démocratisées. Dans une exposition, peu de personnes seront désormais surprises d'être renvoyées d'un catalogue à un site web au travers d'un code QR. Gageons que la réalité augmentée, qui fait encore office de curiosité (à l'instar du code QR avant 2019), contribuera à enrichir cette mise en dialogue. Si l'on y ajoute (pour n'en citer que trois) les possibilités offertes par le web sémantique, l'intelligence artificielle et la réalité virtuelle, on prend peu de risques en affirmant que l'édition numérique est encore amenée à évoluer profondément, y compris dans sa chaîne de production. Le développement logiciel a en effet vu naître ces dernières années des plateformes de mutualisation du code informatique qui facilitent sa documentation et son écriture collective. Encore très confinées aux milieux de l'ingénierie, ces plateformes mobilisent des stratégies d'organisation du travail et de production *peer reviewed* de la connaissance tout à fait transférables à nos propres champs de savoir.

Le match retour

Reste que, pour les SHS, ce transfert technologique ne constitue que la moitié du chemin à accomplir. Si cette étape est utile et nécessaire à l'accroissement de la littératie numérique, les SHS gagnent également à étudier l'informatique (et le numérique dans son ensemble) au prisme de leurs savoirs disciplinaires. Comment ? En élargissant leurs corpus aux artefacts et aux usages de l'informatique elle-même. Ce match retour, encore trop rare, est aussi nécessaire que prometteur. Il est nécessaire pour cesser de réduire l'informatique (et les humanités digitales) à sa composante instrumentale, éviter une trop forte délégation des savoirs (qui reviendrait à faire des SHS de simples fournisseuses de données pour des acteur-trice-s industriel-le-s) et pour nous permettre de contribuer au développement de dispositifs plus adaptés à nos propres besoins scientifiques. Il est prometteur dans la mesure où, en ouvrant une multitude de terrains d'exploration disciplinaire, il offre autant d'occasions de réviser nos hypothèses et les modèles de savoir qui prévalent dans nos disciplines.

Prenons un exemple : toute édition digitale est aujourd'hui encodée dans des langages et des formats dont la plupart des chercheuses et chercheurs en SHS se soucient peu. Faute de familiarité, beaucoup considèrent en effet que la logique mathématique est seule pertinente pour décrire ces idiomes d'interaction avec des machines et que nos outils descriptifs (notamment linguistiques) sont inopérants. À croire que ces langages (ne devrait-on pas dire « langues » au vu du nombre de personnes qui y recourent ?) ne disposent ni de leur littérature, ni de leurs chefs-d'œuvre. À croire, aussi, qu'ils ne sont pas les produits de groupes d'actrices et d'acteurs situés, dont les identités sociales structurent et sont structurées par ces « langues » techniques qu'ils « parlent » à longueur de journée.

Pour moi qui développe et écris depuis plus d'une vingtaine d'années, je peux assurer que les langages de programmation sont bien loin de réaliser l'idéographie de Gottlob Frege ou les rêves de Rudolf Carnap et de ses compères du Cercle de Vienne. En réalité, sitôt abandonnée la division entre « littéraires » et « scientifiques » qui a trop longtemps scindé (et scinde encore) nos formations intellectuelles, les barrières disciplinaires sont bien plus poreuses qu'il n'y paraît. Accroître les dimensions de l'informatique par un regard interdisciplinaire, c'est prendre acte du fait que, comme toute science, l'informatique s'est aussi bâtie sur des hasards, des querelles et des communautés de pratiques. À l'heure où chaque canton cherche à arrêter les compétences à enseigner à l'école en matière d'éducation numérique, la meilleure manière de percevoir l'intensité de ces appartenances reste de demander aux personnes impliquées s'il est préférable d'enseigner Javascript ou Python, deux langages de programmation très en vogue. La bataille qui s'ensuivra n'aura rien à envier à celle des Anciens et des Modernes autour d'Hernani.

Zusammenfassung

Nachdem sich die Geistes- und Sozialwissenschaften lange darauf beschränkt haben, Printausgaben zu digitalisieren, beginnen sie nun, die technologischen Innovationen zu nutzen, um ihre Methoden zu erweitern und Werke sowie Arbeiten innerhalb der eigenen Disziplinen zu behandeln und zu edieren. Die vom Bund geförderte allgemeine Stärkung der digitalen Kompetenz wird die Aneignung von Methoden und Anwendungen der Softwareentwicklung erleichtern. Die Digitalen Geisteswissenschaften fordern jedoch dazu auf, über diese Aneignung hinauszugehen, indem sie – sozusagen im Rückspiel – die Informatik und ihre Werkzeuge ins Korpus der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung integrieren.

Als Espen J. Aarseth vor mehr als 25 Jahren so scheinbar heterogene Gegenstände wie Computerspiele, Tarot und Queneaus Hundert Tausend Milliarden Gedichte zusammenbrachte, öffnete er die Literaturwissenschaft und verschaffte sich damit die Möglichkeit, die Epistemologie seines eigenen Fachs neu zu beurteilen. Es ist unsere Aufgabe, diesen Schritt in jeder unserer Disziplinen zu wiederholen. Die grössten Innovationen im Bereich des digitalen Publizierens – ja sogar in den Geistes- und Sozialwissenschaften – könnten sich aus unserer gemeinsamen Fähigkeit ergeben, uns mit dieser digitalen Kultur vertraut zu machen und gleichzeitig zu kritischen Editorinnen und Editoren dieses umfangreichen Korpus zu werden, das durch den digitalen Bereich und seine Anwendungen entstanden ist.

Soit. Admettons que notre regard (ou notre non-regard) sur ces dispositifs soit le fruit d'un préjugé disciplinaire et d'un désintérêt lié à un clivage que nous reproduisons au quotidien. Pourquoi ces langages (et les dispositifs numériques dans leur ensemble) gagneraient-ils à être décrits, étudiés et réinventés à l'aune des traditions de nos champs de savoir ? N'est-ce pas perdre du temps et de l'énergie alors qu'il y a déjà tant à faire dans nos propres champs disciplinaires en nous confinant à nos objets ? Peut-on raisonnablement penser que le bénéfice épistémologique vaut le surcoût de formation et de diversité que réclament de telles explorations ? Bref, ce match retour en vaut-il la peine ?

L'exemple de la littérature ergodique

À vrai dire, ce type de mouvement a déjà fait ses preuves depuis plus d'une vingtaine d'années, notamment dans le milieu de l'analyse littéraire. Dès 1997, Espen J. Aarseth rendait compte des limites des définitions canoniques

de la textualité en s'appuyant sur leurs faiblesses à décrire les « cybertextes ». Sous cette définition, le chercheur n'incluait pas les seuls dispositifs informatiques, mais aussi tous les textes qui requièrent des efforts non triviaux pour produire leurs significations. Dans son ouvrage *Cybertext*, Aarseth rapprochait ainsi, dans un même corpus de littérature « ergodique » (*i. e.* qui exige un « travail » de manipulation en plus de la seule lecture), des œuvres aussi hétérogènes (en termes de supports) que le *Yi Jing*, les fictions interactives vidéoludiques et les *Cent mille milliards de poèmes* de Queneau. Étudiés à partir de cette définition, *Un conte à votre façon* de Queneau et un jeu vidéo ont plus en commun que deux ouvrages de poésie, pourtant rangés côte à côte dans nos bibliothèques universitaires. Avantage ? En repensant la textualité à partir de ses marges et en intégrant des textes jusque-là disqualifiés par leur différence de médium, Aarseth offrait un terrain de jeu plus vaste aux études littéraires et des moyens de réévaluer l'épistémologie de son propre champ.

L'autre continent

Depuis quelques années, ce type de démarches scientifiques prend de l'ampleur. Sous le nom de *Critical Code Studies*, une poignée de chercheuses et de chercheurs entendent ainsi « appliquer l'herméneutique des sciences humaines à l'interprétation de la signification extrafonctionnelle du code source d'un ordinateur »¹. Il va sans dire qu'une telle interdisciplinarité requiert une hybridation avancée des compétences, ou, à tout le moins, des partenariats qui dépassent la pure et simple division du travail entre ingénieure-s et chercheuses et chercheurs en SHS. Dans ce type d'approches, les compétences informatiques ne sont plus acquises à des fins de développement, mais afin de permettre l'application de nos méthodes à d'autres objets. De telles recherches permettent notamment de faire l'histoire de certaines œuvres nativement numériques (y compris vidéoludiques) en déterminant dans quelle mesure ces dernières sont conditionnées par les contraintes logicielles et matérielles de l'époque qui les a vues naître.

Attendez : serions-nous en train d'appliquer les méthodes et les approches de la génétique textuelle au code source d'un programme informatique ? Oui, et c'est absolument fascinant pour quiconque souhaite défier ses épistémologies avec des objets qui semblaient jusque-là interdits et qui sont pourtant parfaitement légitimes, une fois rapportés à leurs composantes essentielles. C'est ainsi que, parti-e-s à la conquête de ce nouveau continent scientifique, des chercheuses et chercheurs thématisent avec succès la poétique du code informatique, en convoquant leur propre savoir disciplinaire.

À mesure de l'accroissement collectif de notre littérature numérique, prenons donc l'habitude de systématiquement nous demander si nous pourrions appliquer nos méthodes à ces dispositifs techniques que le mode scientifique contemporain nous enjoint à maîtriser. Les plus grandes innovations en édition numérique – voire en sciences humaines et sociales – pourraient bien résulter de notre capacité croisée à nous acculturer à ces dispositifs techniques tout en devenant les éditrices et éditeurs critiques de ce grand corpus formé par le numérique et ses usages.

Références

- Aarseth, Espen J. (1997) : *Cybertext. Perspectives on ergodic literature*, Johns Hopkins University Press.
- Carnap, Rudolf et al. (1985) : *Manifeste du Cercle de Vienne et autres écrits*, Presses universitaires de France.
- Frege, Gottlob (1999) : *Idéographie*, Vrin.
- Marino, Mark C. (2020) : *Critical code studies. Initial methods*, MIT Press.
- Paloque-Bergès, Camille (2009) : *Poétique des codes sur le réseau informatique*, Éditions des archives contemporaines.

L'auteur

Isaac Pante est maître d'enseignement et de recherche en cultures et édition numériques et président de la Section des sciences du langage et de l'information de la Faculté des lettres à l'Université de Lausanne (UNIL). Directeur académique du dhCenter UNIL-EPFL et cofondateur du GameLab UNIL-EPFL, il promeut l'hybridation des sciences de l'ingénierie avec les sciences humaines et sociales. Par ailleurs écrivain, il s'est vu décerner le prix de littérature de la Fondation Édouard et Maurice Sandoz (FEMS) en 2019.



1 Citation originale en anglais sur la page Internet : <https://criticalcodestudies.com/#about>

Impressum

Bulletin 27,3, November 2021.

Das Bulletin kann auf der Website der SAGW kostenlos abonniert werden.

Auflage

2500

Redaktion

Heinz Nauer, Fabienne Jan, unter Mitarbeit von Howald Biberstein (Bildessay).

Bilder

| | |
|------------------------------|--|
| Titelbild, Seite 4: | © Beat Brogle |
| Seite 9 (Porträtfotografie): | © Kurt Reichenbach |
| Seite 11: | © Eric Roset |
| S. 15 (oben): | © Samuel Urech |
| S. 19: | CC0 Public Domain |
| S. 40 (Porträtfotografie): | © Valérie Chételat |
| S. 78 (Porträtfotografie): | © François Wavre Lundi13 |
| S. 36f.: | CC-BY-NC, Visualisation: https://mark16.sib.swiss/show?id=QVJCMw== |
| S. 62: | CC BY-NC-SA 4.0, urn:nbn:de:hbz:061:1-440818 |
| S. 66: | CC BY-NC-SA 4.0, urn:nbn:de:urmel-79101d8e-fdb3-450a-8dbd-7e54a23cff7b7 |
| S. 67: | CC BY-NC-SA 4.0, https://data.mgh.de/databases/seals/bin/seal_list.html |
| S. 72: | © Klassik Stiftung Weimar. All rights reserved. Herzogin Anna Amalia Bibliothek / C 325, online unter: https://haab-digital.klassikstiftung.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:gbv:32-1-10016443813 |

Gestaltung

Howald Biberstein, Basel

Druck

rubmedia AG, Wabern / Bern

DOI

<https://doi.org/10.5281/zenodo.5716099>



Dies ist eine Open-Access-Publikation, lizenziert unter der Lizenz Creative Commons Attribution. Der Inhalt dieser Publikation darf demnach uneingeschränkt und in allen Formen genutzt, geteilt und wiedergegeben werden, solange der Urheber und die Quelle angemessen angegeben werden. Das Verwertungsrecht bleibt bei den Autorinnen und Autoren der Artikel. Sie gewähren Dritten das Recht, den Artikel gemäss der Creative-Commons-Lizenzvereinbarung zu verwenden, zu reproduzieren und weiterzugeben. Autorinnen und Autoren wird empfohlen, ihre Daten in Repositorien zu veröffentlichen.

Wir legen Wert auf eine nachhaltige Produktion.

Gedruckt wird mit Strom aus Wasserkraft. Die Farbe ist frei von Mineralöl, potenziell toxischen Metallrückständen, ist energiesparend und besitzt das Gold-Zertifikat Cradle-to-Cradle. Das Recyclingpapier Refutura ist nach dem Standard «Blauer Engel» zertifiziert. Die Folie für die Verpackung ist zu 80% aus nachwachsenden Rohstoff hergestellt worden.

printed in
switzerland





ISSN 1420-6560